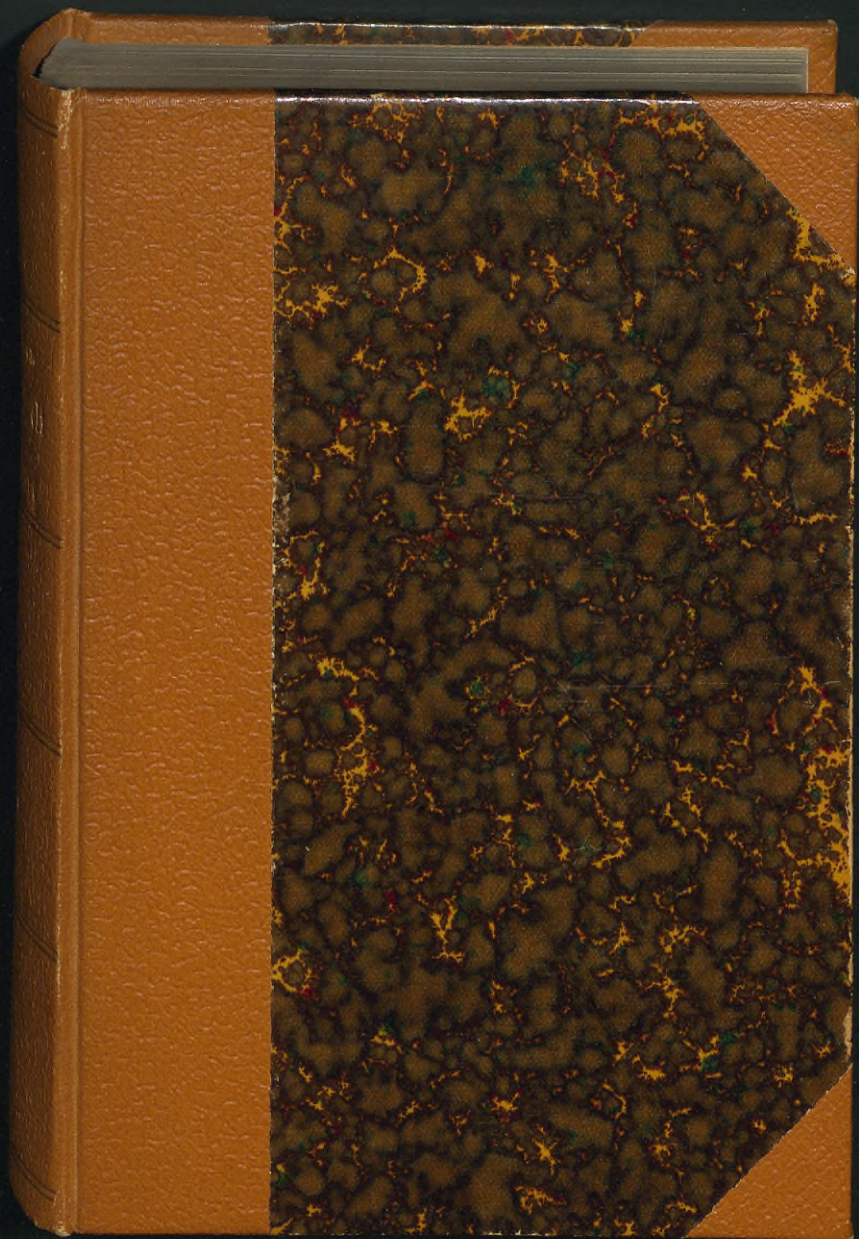


Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

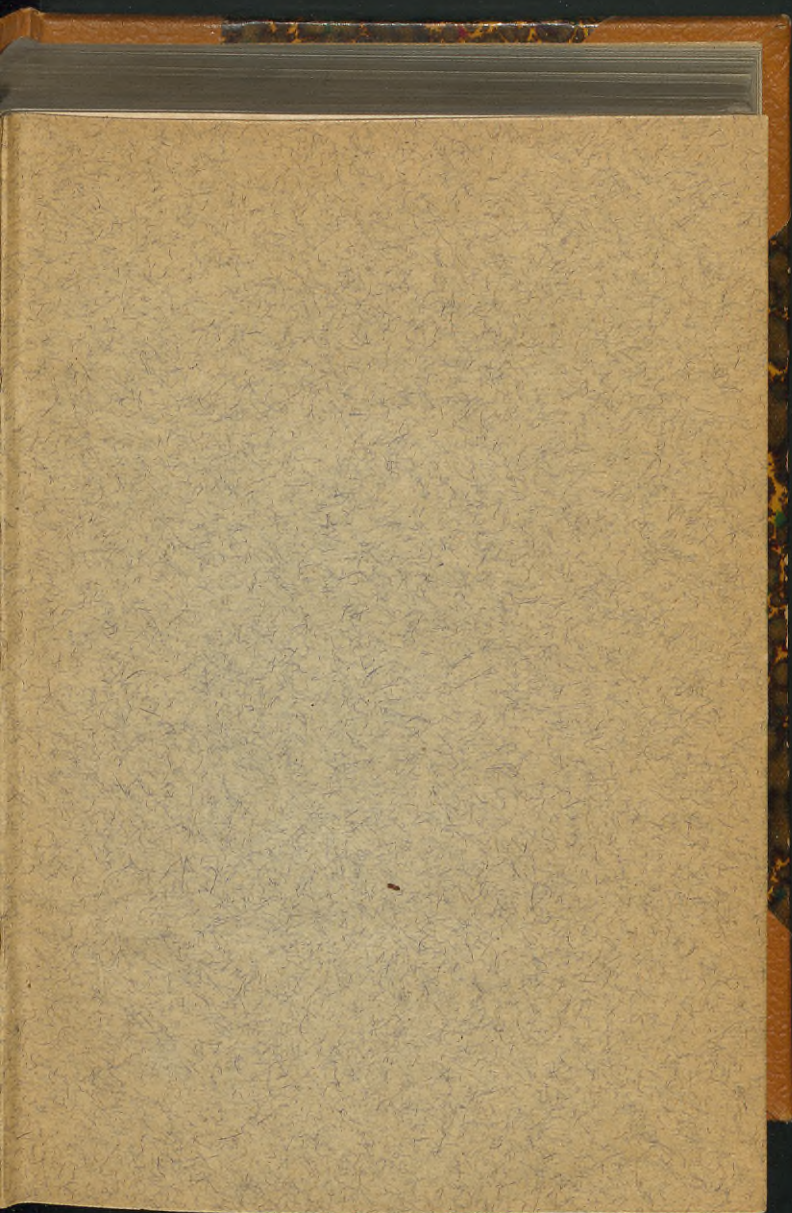
This work has been digitised at Gothenburg University Library.
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

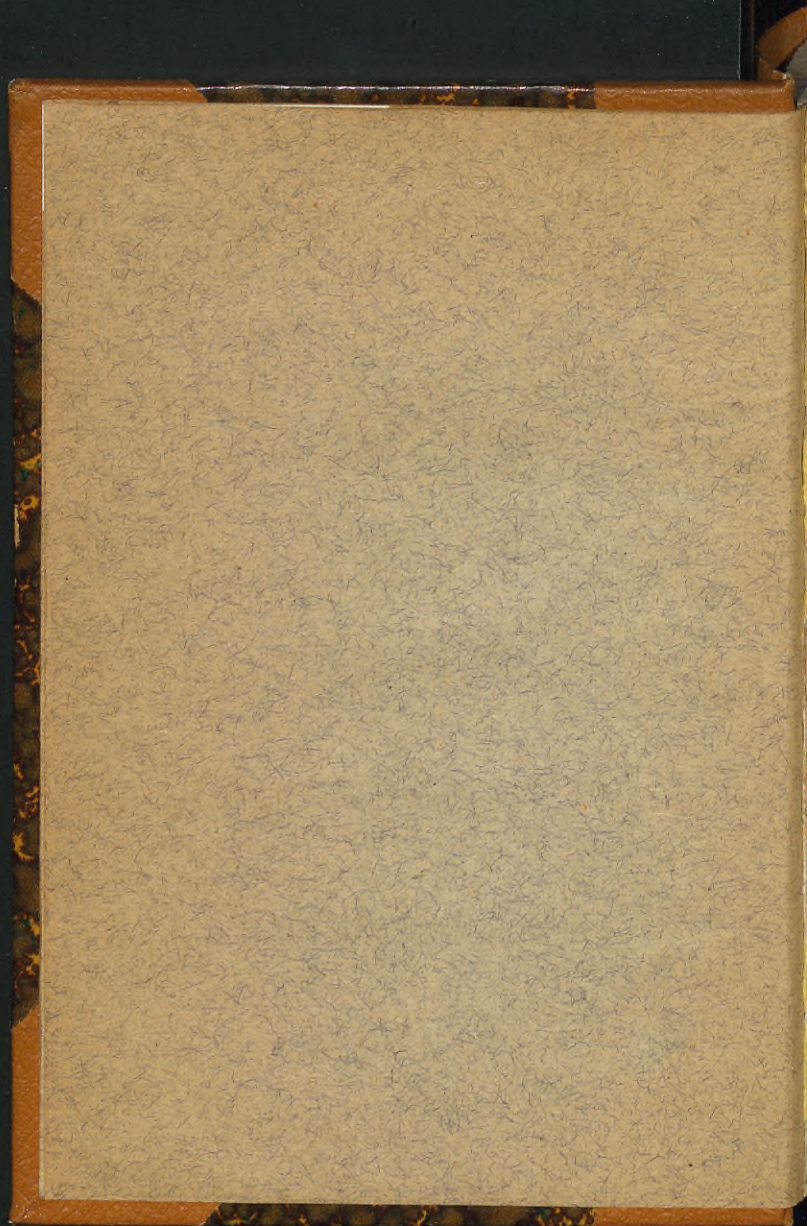




Litt.
Sv.







Handwritten title at the top of the page, likely the name of the book or collection.

1831

Handwritten text, possibly a subtitle or a specific reference.

Handwritten text, possibly a list of items or a description.

Handwritten text, possibly a date or a location.

IX. Seite. 1831

Handwritten text, possibly a page number or a reference.

Handwritten text, possibly a name or a signature.

Handwritten text at the bottom of the page, possibly a date or a location.

1831

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens,
Hollands und Scandinaviens.

Der ganzen Sammlung 864. Band.

IX. Serie. 64.

Die feine Welt von Gothenburg.

Sechster Theil.

G r i m m a,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Die
feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kressschmar.

C. E. Beckman

Sechster Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Verzeichnis der
Kirche von Göttingen

von dem

Lehrer der Theologie und Bibliothekar

an der Universität Göttingen

aus dem Verzeichnisse der

Kirche von Göttingen

Dr. Rostkämper

1858

Göttingen

Verlag

Druck

von der Universitäts-Druckerei

1858

Die feine Welt von Gothenburg.

Sechster Theil.

Die feine Welt von Goldburg.

Erster Teil.

Dunkle Wege.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Zum Glück für Alphons, welcher nicht erkannt zu werden wünschte, hatte das kleine Wirthshaus während der Zeit, wo er im Auslande gewesen, die Bewohner gewechselt. Als die Fremden daher eintraten, hielt sie der Wirth für gewöhnliche Reisende.

Nicht lange nach ihrer Ankunft suchte Alphons das Gespräch auf den Gegenstand zu bringen, welcher alle seine Gedanken beschäftigte.

„Vor einer Stunde,“ sagte er, zu dem Wirth ge-
wendet, „kamen wir an einem Schlosse vorbei, welches
sich sowohl hinsichtlich seiner Bauart als seiner Lage
recht gut ausnahm.“

„Sehr richtig, mein Herr.“

„Wer wohnt denn auf diesem Schlosse?“

„Niemand.“

„Wem gehört es denn?“

„Der Familie Renskiöld.“

„Und warum wohnt sie nicht hier?“

„Ach mein Herr, alle Mitglieder der Familie sind todt, bis auf eins, den Bruder des Grafen, der das Schloß zuletzt bewohnt hat. Man sagt er habe, von Gewissensbissen gepeinigt, nirgends Ruhe finden können und sich endlich in gänzliche Einsamkeit zurückgezogen, um seine Sünden zu bereuen und sich mit dem Himmel wieder auszuföhnen.“

„Welches Verbrechen beschuldigt man ihn denn?“

„Ich wohne noch nicht lange hier, mein Herr, aber ich habe erzählen hören, Graf Fredrik, der jüngste der beiden Brüder, der eine Stunde von hier links ein sehr schönes Haus bewohnte — dieses Haus ist gegenwärtig im Besitz des Grafen Lilienström — sei so eifersüchtig auf das Schloß und die Reichtümer seines Bruders gewesen, daß er ihn auf der Rückkehr von Stockholm nach seinem Schlosse in einem Walde ermorden lassen und dann die Gemahlin und den Sohn seines Bruders mit eigener Hand umgebracht habe. Man sprengte das Gerücht aus, die Gräfin sei vor Schmerz über den Tod ihres Gemahls gestorben und ihr Sohn

habe sich in einem Anfall von Wahnsinn selbst das Leben genommen. Es glaubte dies Niemand; aber da auch Niemand Beweise vom Gegentheil hatte, so wagte man Nichts zu sagen. Bald indessen verrieth sich der Bösewicht selbst, denn er blieb nur zwei oder drei Tage auf dem Schlosse. Dann ging er fort und man weiß noch nicht, was aus ihm geworden ist.“

„Und ließ er Niemanden auf dem Schlosse zurück?“ —

„Nein, mein Herr, Niemanden. Man erzählt seltsame Geschichten von diesem Schlosse, man sagt sogar, es sei von Gespenstern bewohnt, ja, es giebt Leute, welche behaupten, der ermordete Graf läute alle Nächte zur Mitternachtsstunde eine Glocke.“

„Ich bin außerordentlich begierig, dieses Schloß zu besuchen.“

„Das rathe ich Euch nicht, Herr.“

„Warum nicht, lieber Freund?“

„Weil viele Leute sagen, der Grund, aus welchem der Geist die Glocke ziehe, sei, weil er durch einen Zauberer in die Mauern des Schloffes gebannt sei, ohne dieselben verlassen zu können, und weil er durch den Ton der Glocke Jemand anzulocken hofft, um ihm den Namen seines Mörders zu offenbaren und ihm das Versprechen abzunöthigen, seinen Tod zu rächen. Deswegen wagt sich Niemand dem Schlosse zu nähern.“

Alphons bemühte sich zu lächeln, aber diese Mittheilung machte auf ihn einen Eindruck, den er kaum zu verhehlen vermochte. Er fühlte, daß es nicht mehr in seiner Macht stand, seiner Neugier zu widerstehen und erklärte dem Grafen und Lauretta, daß er entschlossen sei, sich noch diese Nacht zu überzeugen, ob man wirklich die Glocke des Schlosses höre.

Die erschrockene Lauretta beschwor ihn mit Thränen in den Augen, seine Nachforschungen bis zum andern Morgen aufzuschieben. Er willigte endlich ein, verlangte aber von Lauretta das Versprechen, sich nicht dem Beschlusse zu widersetzen, daß sie ihren Aufenthalt auf dem Schlosse nähmen, selbst wenn er, nachdem er das Schloß durchwandert und das Kabinet seines Vaters durchsucht, noch nicht die Erklärung des furchtbaren Geheimnisses gefunden haben sollte.

Alphons brachte die Nacht schlaflos zu. Er stand am Morgen auf, matt und mit abgESPANNTEM Geiste von den Muthmaßungen, in welche er sich während dieses ruhelosen Zustandes verloren.

Ehe er sich auf den Weg machte, empfand er neue Bedenken. Das Verbot, welches seine Mutter ihm aufgelegt, jemals wieder das Schloß zu betreten, die Furcht, daß man ihm eine Schlinge gelegt, im Fall er jemals dahin zurückkehren wollte, hielten ihn einen Augenblick zurück.

„Das Schicksal hat entschieden,“ rief er, bald von Neuem entschlossen, „ich gehe.“

Er umarmte Lauretta, empfahl sie dem Schutze ihres Vaters und schwang sich dann auf sein Ross. Lauretta folgte ihm mit den Augen bis zu dem Augenblicke, wo die Zweige der Bäume, welche die Straße einfaßten, ihn gänzlich ihren Blicken entzogen.

Alphons, dessen Gemüth von einer Menge widerstreitender Gedanken erfüllt war, ließ sich eine Zeit lang willenlos von seinem Pferde fortragen. Endlich bemerkte er einen schmalen Steig, der ihm wohlbekannt war. Er verläßt die Heerstraße, giebt seinem Pferde die Sporen und bald zeigt sich Schloß Renskiöld seinen Augen. Welche Gefühle bestürmten in diesem Augenblicke sein Herz! Er reitet über die Brücke des Grabens nach dem Stalle, wo er am Morgen des Tages, wo er die Wohnung seiner Väter verlassen, selbst sein Pferd gesattelt hatte. Bei dem Anblick dieser jetzt öden, früher so belobten Räume konnte er seine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Nachdem er sein Pferd in dem Stalle gelassen, ging er stracks auf die Thür des Schlosses zu. Sie war verschlossen; er bemühte sich längere Zeit vergeblich, sie zu öffnen. Er lief dann nach dem kleineren Pfortchen, welches sich auf der entgegengesetzten Seite befand. Derselbe Widerstand. Er ging nun um das

Schloß herum, und nicht bedenkend, daß sie viel zu hoch wären, untersuchte er nach einander die sämmtlichen übrigen stark vergitterten Fenster, in der Hoffnung, eins zu finden, durch welches er eindringen könnte.

Verzweifelt über die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen, konnte er sich dennoch nicht von diesem Orte losreißen. Endlich entschloß er sich, in die Herberge zurückzukehren, und Graf Byroff zu befragen, was nun zu thun sei. Er machte noch einige abermalige Anstrengungen, um die beiden Thore zu öffnen, aber er war nicht glücklicher, als das erste Mal.

Er stieg wieder auf sein Pferd und kehrte nach der Herberge zurück.

Alphons beeilte sich dem Grafen zu erzählen, was ihm begegnet war und ihn um Rath wegen der weiter vorzunehmenden Schritte zu bitten.

„Es ist nicht leicht,“ antwortete der Graf, „über einen so delikaten Gegenstand eine Meinung auszusprechen. Da die Thore des Schlosses verschlossen waren, so wißt Ihr noch nicht, ob es bewohnt ist oder nicht. Wenn es zufällig bewohnt wäre, so würde die in dieser Beziehung herrschende Meinung beweisen, daß es Jedem zum Zufluchtsorte dient, der hier unbekannt leben will oder der vielleicht entschlossen ist, sich grausam an dem zu rächen, der es wagen würde, seine Ein- samkeit zu stören.“

„Aber,“ sagte Alphons, „wenn das Wesen, welches das Schloß bewohnt, unbekannt leben will, warum läutet es denn alle Nächte die Glocke?“

„Habt Ihr schon Beweise davon?“

„Der junge Bergmann und unser Wirth haben es mir beide versichert.“

„Aber niemals haben sie selbst diese Glocke gehört und wahrscheinlich haben alle, welche dieses Geschichtchen zitternd erzählen, keine andere Autorität für sich, als die leicht erschreckende Phantasie einiger alter Weiber.“

„Ich will mich selbst überzeugen,“ hob Alphons wieder an, „ehe ich andere Maßregeln ergreife. Ich werde diese Nacht unter den Mauern des Schloffes selbst wachen, bis zu der Stunde, wo man sagt, daß der Ton jener geheimnißvollen Glocke sich hören zu lassen pflegt.“

Er versprach Lauretta, diese Nacht keinen Versuch zu machen, in das Schloß einzudringen. Sie willigte daher ein, ihn vor den Mauern des Schloffes Wache halten zu lassen, um endlich zu erfahren, was von der Mitternachtsglocke zu halten sei, aber nur unter der Bedingung, daß ihr Vater ihn begleite. Da aber Alphons versicherte, daß er keine Ruhe haben würde, wenn ihr Vater nicht bei ihr in der Herberge bliebe, so

kam man überein, daß Jacques Perlet Alphons auf seiner nächtlichen Expedition begleiten sollte.

Alphons, welcher wohl einsah, daß er während der Nacht nicht ohne Vorwissen des Wirthes ausbleiben könne, dessen Neugier nothwendig dadurch erregt werden müßte, beschloß, ihm zu sagen, daß er sich vorgenommen habe, diese Nacht die sonderbare Glocke zu hören, von welcher er ihm erzählt. Der Wirth, welcher weit entfernt war, Alphons' wirkliche Beweggründe zu ahnen, bemühte sich, ihn durch alle Beweisgründe eines blinden Aberglaubens von seinem Vorhaben abwendig zu machen. Da er ihn aber unerschütterlich fand, so gab er sein fruchtloses Bemühen auf.

Um in den Augen dieses Mannes nicht leichtsinnig zu erscheinen, versicherte ihm Alphons, daß er alle mögliche Vorsicht auf seinem nächtlichen Gange anwenden werde.

Gegen zehn Uhr Abends machten sich Alphons und Jacques zu Fuße auf den Weg nach dem Schlosse.

Während des Tages war Jacques gerade kein Feigling, aber während der Nacht verscheuchte der geringste Windhauch, ja schon ein Schatten seinen ganzen Muth. Graf Byroff, der ihn kannte, hatte ihn nicht von den Beweggründen der Neugier Alphons' in Bezug auf die Glocke des Schlosses Renkild unterrichtet, und da er glücklicherweise niemals von den Geheimnissen und Erscheinun-

gen hatte sprechen hören, welche alle Welt von diesem furchtbaren Schlosse verscheuchten, so bemühte er sich während des ganzen Weges seinen Muth aufrecht zu erhalten, indem er fortwährend wiederholte, daß der Ton einer Glocke während der Nacht nicht furchtbarer sei, als der Ton einer Glocke während des Tages.

Alphons, der in seine Betrachtungen versunken war, fühlte sich nicht sehr aufgelegt zur Unterhaltung, und sie hatten ungefähr ein Drittel des Weges zurückgelegt, als Jacques plötzlich rief:

„Hört Ihr sie?“

„Was denn?“

„Die Glocke.“

„Wir sind noch zu weit vom Schlosse, als daß wir sie hören könnten.“

„Das glaubte ich auch, und eben deshalb fragte ich Euch, ob Ihr sie hörtet.“

Wenn Jacques die Wahrheit gesagt hätte, so würde er gestanden haben, daß er es sehr traurig fand, so schweigend einher zu pilgern und daß er, weil er daran verzweifelte, Alphons zu bewegen, sich über ein anderes Thema in Unterhaltung einzulassen, das Mittel gefunden zu haben glaubte, ein für ihn unerträgliches Schweigen zu brechen. Seine List gelang indessen nicht, denn Alphons fiel in seine stummen Betrachtungen zurück.

„Der Mond geht auf,“ hob Jacques wieder an.
 „Er macht den Weg schon ein wenig hell.“

Alphons hob die Augen gen Himmel empor, ließ sie aber sogleich wieder zur Erde sinken.

„Wie viel giebt es Sterne? habt Ihr sie jemals gezählt?“

„Nein.“

„Ich auch nicht. Ich möchte aber wissen, ob es jemals Jemand gethan hat.“

Keine Antwort.

„Ich sollte meinen, daß es ihrer im Ganzen mehr als tausend geben müßte. Ich bin überzeugt, daß ich jetzt wenigstens fünfhundert sehe, und es giebt Nächte, wo man noch ein halb Mal mehr sieht. Nicht wahr, es giebt deren mehr, als tausend?“

„Was denn?“

„Sterne.“

Jacques wartete auf Antwort, aber vergebens. Alphons hatte mechanisch auf die Frage geantwortet, die er zufällig gehört, ohne ihr einen Sinn beizulegen. Nachdem das Stillschweigen einmal unterbrochen gewesen, erschien das Wiedereintreten desselben Jacques noch unerträglicher. Wenn seine Zunge nicht seinen Augen und Ohren zu Hilfe kam, so sah er nur unförmliche Ungeheuer und hörte nichts, als unheimliche Klänge. Eine Zeit lang konnte er kein Mittel zu

seiner Zerstreuung ausfindig machen; endlich aber kam ihm ein glücklicher Gedanke ein.

„Ich glaube, ich werde am besten hinter die Sache kommen, wenn ich die Sterne selbst zähle.“

Befragt, gethan. Er begann sofort an den Fingern eins, zwei, drei u. s. w. zu zählen. Er war ganz entzückt über seine Entdeckung. Dieses Exercitium beschäftigte gleichzeitig seine Augen, seine Zunge und seine Ohren. So verging wieder ein Drittheil des Weges. Jacques machte in seiner Berechnung der Himmelskörper eben keine schnellen Fortschritte und endlich gab er, des Astronomenhandwerks überdrüssig, und ärgerlich, nur seine eigene Stimme zu hören, seinen Calcul auf und suchte mit den Augen Alphons, der, wie er glaubte, immer noch neben ihm herschritt; aber er war nicht mehr da. Er blieb einen Augenblick stehen; er sah sich ringsum, so weit als der bleiche Schimmer der Sterne ihm etwas zu sehen gestattete, und da er seinen Begleiter nirgends gewahrte, so lief er was er laufen konnte in der Richtung weiter, von welcher er glaubte, daß Alphons sie eingeschlagen habe, indem er zugleich aus Leibeskräften rief:

„Gnädiger Herr Graf! gnädiger Herr Graf!“

Alphons, der auf nichts achtete, was um ihn her vorging, hatte allmählig seinen Begleiter, dessen Schritte

in Folge seiner astronomischen Berechnung immer langsamer wurden, weit hinter sich gelassen und einen ziemlich bedeutenden Vorsprung gewonnen, ehe der Letztere es bemerkte. Jacques' Rufen erweckte ihn jedoch endlich aus seinen Betrachtungen; er blieb stehen, um ihn zu erwarten, und bald waren sie zur großen Freude des Pariser Schuhflickers wieder beisammen. Es folgte nun eine Erklärung über die Ursache ihrer augenblicklichen Trennung.

Jacques, welcher fest entschlossen war, das Gespräch, welches jetzt angeknüpft worden, nicht wieder in's Stocken kommen zu lassen, fragte Alphons:

„Wie viel habt Ihr Geister gesehen, gnädiger Herr, seitdem Ihr auf der Welt seid?“

„Nicht einen Einzigen.“

„In diesem Falle habt Ihr einen weniger gesehen, als ich und deswegen liebe ich es durchaus nicht, im Finstern allein zu bleiben.“

„Ich hätte im Gegentheile geglaubt, daß Dir bei Deiner Leichtgläubigkeit die Finsterniß sehr angenehm sein müßte.“

„Warum das, gnädiger Herr?“

„Weil Du dann ja nichts sehen kannst, was Dir Schrecken einjagte.“

„Ja, wollt Ihr denn vielleicht damit sagen, daß die Geister kein Licht ausströmen?“

Alphons war nicht aufgelegt, sich über die falschen Ansichten Jacques lustig zu machen oder ihm das Irri-ge derselben vor Augen zu halten. Er schwieg.

Jacques hatte nun ein ungeheures Feld vor sich. Er begann von Gespenstern, Zauberern und Geistern zu schwätzen. Es dauerte aber nicht lange, so wurden sie Schloß Renskind ansichtig.

Sie schritten bis fast ganz unter die Mauern des Gebäudes und setzten sich auf eine kleine Rasenerhöhung, wo Alphons sich anschickte, den Ton der Glocke zu erwarten. Der Mond war endlich aus den Wolken hervorgetreten, welche sein Licht verbunkelten. Er erhellte das ungeheure Gebäude, dessen dunkler Schatten bis über den Ort hinwegfiel, auf welchem Alphons Platz genommen. Der imposante Anblick dieses majestätischen Schauspieles flößte Jacques Gefühle ein, die er nicht auszudrücken wußte. Nach wiederholtem Zögern sagte er endlich mit leiser Stimme:

„Meiner Treu, wenn ich jemals bestimmt gewesen bin, wieder einen Geist zu sehen, so bin ich überzeugt, daß hier der Ort ist, wo ich mich darauf gefaßt machen muß, ihm zu begegnen.“

„Thorheit!“ rief Alphons, „wie kannst Du erwarten, etwas zu sehen, was niemals existirt hat?“

„Mein Gott, wie Ihr auch sprecht, gnädiger Herr! Alle Priester der Welt wären nicht im Stande, mich zu überreden, daß ich nicht den Geist gesehen, von welchem ich Euch schon gesagt habe.“

„Wenn Du ihn gesehen hast, so läßt sich weiter nichts dagegen sagen,“ antwortete Alphons, welcher glaubte, sich, nachdem er seinem geschwägigen Begleiter dieses Zugeständniß gemacht, ungestört wieder den Betrachtungen hingeben zu können, welche Ort, Stunde und Umstände in seinem Gemüthe hervorriefen.

„Ich dachte mir schon, daß Ihr mir endlich glauben würdet, gnädiger Herr,“ sagte Jacques, welcher sich schmeichelte, Alphons bekehrt zu haben. „Ich werde Euch die ganze Geschichte erzählen; erlaubt Ihr mir es, gnädiger Herr?“

„Ja wohl, ja wohl,“ antwortete Alphons, fest entschlossen, nicht darauf zu hören, aber in der Hoffnung, durch diese Erlaubniß der Verlegenheit überhoben zu werden, auf seine Fragen zu antworten.

Jacques warf einen schüchternen Blick ringsum, rückte aus Vorsicht noch etwas näher an Alphons und begann dann:

„Ich war ungefähr fünfzehn Jahre alt; mein Vater hatte damals —“

In diesem Augenblicke that die Glocke auf dem südlichen Thurme des Schlosses mehrere Schläge, deren schauerlicher Klang in der Luft verhallte. Alphons stand auf, und Jacques blieb vor Furcht ganz erstarrt auf dem Rasen sitzen.

Dreißigstes Kapitel.

Graf Byroff und Lauretta, welche natürlich höchst neugierig waren, das Resultat von Alphons' nächtlicher Expedition kennen zu lernen, hatten sich vor seiner Rückkehr nicht schlafen legen wollen.

Sie erwarteten ihn spätestens eine Stunde nach Mitternacht. Als diese Stunde vorüber war, begannen sie unruhig zu werden; aber wer beschreibt ihre Bestürzung, als sie kurz nach zwei Uhr Jacques mit von Furcht und Schrecken ganz verstörten Zügen hereinstürzen sahen.

Er lief sogleich auf den Grafen Byroff zu und schrie:

„O gnädiger Herr, gnädiger Herr! — Die Geister haben ihn fortgeführt; sie haben ihn in dieses verwünschte Schloß eingesperrt. Ich will mein Leben verwetten, daß er niemals wieder herauskommen wird.“

Um Gottes willen, gnädiger Herr, laßt uns in das nächste Dorf eilen, Leute aufbieten und, sobald der Tag angebrochen sein wird, das Schloß demoliren.“

Graf Byroff wußte nicht, was er aus diesen seltsamen Worten machen sollte. Ehe er aber Jacques eine nähere Erklärung abverlangte, beeilte er sich, Lauretta, welche ohnmächtig geworden war, seine Hilfe angedeihen zu lassen.

Der Wirth brachte ein Glas Wasser.

„Ich hatte es dem jungen Herrn voraus gesagt,“ bemerkte er. „Wenn er auf den Rath eines alten Mannes gehört hätte, so wäre dies Alles nicht geschehen. Ich wußte wohl, daß das Gespenst, welches die Glocke zieht, ein sehr boshaftes ist.“

„Ich habe deren drei gesehen,“ antwortete Jacques; „sie waren eben so groß, als Ihr und ich, und schwarz wie die Raben; ich habe ihre Gesichter und ihre Hände, kurz, Alles gesehen.“

„Um Gottes willen, was werden wir noch hören müssen!“ rief der abergläubische Wirth, indem er die Hände faltete und gen Himmel blickte.

Lauretta kam wieder zu sich. — Sie lief auf Jacques zu.

„Wo ist Alphons?“ rief sie. „Ist er in dem Schloße? Antworte mir.“

„Ja, gnädige Frau, er ist in das Schloß einge-

sperret, aber erschreckt nur nicht, die Geister wollen ihm gewiß kein Leids thun, denn sie haben sich alle aus dem Schlosse entfernt und ihn allein darin zurückgelassen.“

„Erkläre Dich,“ sagte Graf Byroff, „sprich deutlich und sag' uns Alles, was geschehen ist.“

„Wohlan, gnädiger Herr, als die Glocke läutete —“

„Ah, Ihr habt sie also gehört?“ rief der Wirth, ihn unterbrechend, „ich wußte wohl, daß ich Recht hatte.“

„Ja wohl habe ich sie gehört! Nie werde ich diesen Ton vergessen. Als die Glocke erklang, sagte der Herr Graf Alphons, nun sei er vollkommen überzeugt, daß das Schloß bewohnt sei. Er stand auf und lief nach der andern Seite des Schloffes, um zu sehen, ob er nicht ein Licht bemerke, indem er mir empfahl, die Augen fortwährend auf die Seite des Schloffes gerichtet zu halten, welcher ich gegenüber saß. So wartete ich gute anderthalb Stunde. Er kam immer noch nicht wieder. Es traten Augenblicke ein, wo ich das Schloß anzusehen wagte, aber auch wieder andere, wo ich mir kaum getraute, die Augen aufzumachen. Endlich sah ich den jungen Herrn Grafen, welcher auf mich zu kam. Ganz außer mir vor Freuden lief ich ihm entgegen. Er hatte nichts gesehen und ich eben so

wenig. Er sagte, es sei ihm Alles unbegreiflich. Er setzte hinzu, er wolle sich überzeugen, ob die Thüren verschlossen wären oder nicht, und dann den nächsten Morgen früh allein wieder hingehen. Ich antwortete ihm, dies sei das Klügste, was er thun könne. Das große Thor war verschlossen, aber wir fanden noch ein kleines, welches nicht verschlossen war und sich am äußersten Ende des Schlosses befindet. Er schien sehr überrascht zu sein, verbot mir auf's Bestimmteste, ihm zu folgen, befahl mir, ihn an der Stelle, wo ich stand, zu erwarten und ging dann schnell in das Schloß hinein.“

„Ohne Licht?“ fragte Lauretta.

„Ja, gnädige Frau.“

„Dieser Umstand darf Dich nicht beunruhigen,“ sagte Graf Byroff, „er kennt die Wesen des Schlosses vollkommen.“

„Erzähle weiter,“ sagte der Graf zu Jacques.

„Wohlan, gnädiger Herr, ich wartete — ich wartete und er kam nicht wieder. Ich wagte nicht, in so großer Nähe des Schlosses zu bleiben, entfernte mich daher um einige Schritte und setzte mich der Thür gegenüber nieder. Einen Augenblick darauf sah ich die drei schwarzen Geister heraus kommen, von welchen ich Euch schon erzählt habe und —“

„Was für Geister?“ fragte Lauretta mit großer

Bestürzung. Sie hatte den ersten Bericht, welchen Jacques mittheilte, nicht gehört.

„Ja, gnädige Frau, es waren Geister, davon bin ich überzeugt, denn sie sind an mir vorüber gegangen, ohne ein Wort zu sprechen und ohne daß ich das Geräusch ihrer Tritte hören konnte. Der erste, welcher heraustrat, verschloß die kleine Thür, denn ich hörte ganz deutlich das Klirren des Schlüssels im Schlosse.“

„Hast Du gesehen, ob die Thür auch wirklich fest verschlossen ward?“

„Nein, gnädiger Herr, das hätte ich mir nicht getraut. Was wäre aus mir geworden, wenn die Geister vielleicht wieder gekommen wären? Sie würden mich gelehrt haben, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Ich wartete indeß noch sehr lange auf den jungen Herrn Grafen; da ich ihn aber nicht wieder zum Vorschein kommen sah, so bin ich schnell hierher gelaufen, um Euch zu sagen, was geschehen ist. Gott sei Dank, ich bin Niemandem begegnet. — Fühlet nur, wie ich schwitze,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Wirthe wendete.

Graf Wyroff und Lauretta sahen einander an und wagten kein Wort zu sprechen. Sie fürchteten, einander Fragen vorzulegen, und fremde Hilfe konnten sie nicht in Anspruch nehmen, ohne das Geheimniß zu verrathen, welches Alphons so sehr zu verhehlen wünschte. Lauretta

verzweifelte fast, und der Graf versuchte ihre Hoffnungen einzulösen, die er selbst nicht hegte. Nach Verlauf einer Stunde hörte man mit schnellen Schlägen an die Thür klopfen. Der Wirth ging zitternd hinaus, um zu öffnen.

Es war Alphons. Er trat rasch ein und warf sich auf einen Stuhl, ohne denen, die ihn umgaben, die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken.

Weder Jacques' Glückwünsche, noch selbst die Liebkosungen seiner Lauretta vermochten ihm eine Zeitlang auch nur einen Blick zu entlocken. Alle seine Züge waren verstört und seine Augen auf den Boden geheftet.

Graf Byroff befahl dem Wirth und Jacques, sich zu entfernen. Sie gehorchten, aber ungerne.

„O Alphons,“ sagte Lauretta, indem sie ihn umarmte, „welches neue Unglück ist Dir zugestoßen? Rede, ich beschwöre Dich; es wird eine Linderung meiner Leiden sein, wenn ich die Deinigen theilen kann.“

Alphons antwortete nicht.

Lauretta warf sich ihm zu Füßen.

„O,“ rief sie, „brich dieses grausame Schweigen. Im Namen meiner Liebe, mache meiner tödtlichen Furcht ein Ende. Was kann ich für Dich thun? Sprich ein Wort und ich werde Dir gehorchen.“

Alphons stand auf, trat einige Schritte von Lauretta zurück und rief im Tone eines Verzweifelten:

„Laßt mich! laßt mich! Ich weiß, daß Ihr mich hassen werdet! Ja, Ihr werdet mich hassen.“

„Niemals, niemals! Ich rufe den Himmel zum Zeugen an. Wie, o geliebter Mann, kannst Du von Deiner treuen Gattin so etwas denken? Das ungerechte Schicksal kann Dich mit Unglück und Leiden überhäufen, aber meine Liebe wird dadurch nur noch vermehrt werden, wenn dies möglich ist. Möchtest Du nur, mein Alphons, den Werth darauf legen, den Du bist jetzt darauf gelegt hast.“

„O großer Gott,“ hob Alphons wieder an, „war ich eines solchen Schazes würdig? Aber die Liebe eines Engels ist nur ein neues Unglück für einen Elenden, dessen strafbarer Ungehorsam seine Mutter aus dem Grabe wieder aufgescheucht hat. — Ja, ich habe sie gesehen, ich habe ihren ehrwürdigen Schatten gesehen, der mir mein Verbrechen vorzuwerfen kam.“

Er sank wieder auf seinen Stuhl zurück.

„Mein Herz hatte mich vor dieser Gefahr gewarnt,“ sagte Lauretta, indem sie in die Arme ihres Vaters sank.

Alphons wendete sich zu Lauretta. Seine Augen schienen wieder ihre gewohnte Klarheit anzunehmen.

„Glückst Du mir auch?“ fragte er sie; „Dir bin

ich niemals ungehorsam gewesen. D sage, daß Du mir niemals fluchen wirst.“

„Habe ich Dich nicht so eben meiner Liebe, meiner Treue, meiner Beständigkeit versichert?“

„Aber Du könntest Deine Gesinnung ändern, Grausame. Meine Mutter liebte mich sonst auch, und wegen einer einzigen That des Ungehorsams hat sie — ach, wenn Du sie gesehen hättest!“

Er stieß einen tiefen Seufzer aus, fiel auf die Kniee, ergriff Lauretta's Hand und zog sie zu sich hin.

„Bete mit mir; bitte meine Mutter, mir zu verzeihen.“

Er faltete seine Hände und schien inbrünstig zu beten. Alle Abstufungen des Schmerzes malten sich wechselweise in seinen Zügen. Endlich rief er:

„D widerrufe, widerrufe —“

Das Uebrige erstarb ihm auf der Zunge und er sank ausgestreckt auf die Diele nieder.

Graf Byroff rief sogleich Jacques, der ihm Alphons auf sein Bett legen half. Eine Stunde lang gab er kein Anzeichen des Lebens. Endlich öffnete er die Augen wieder. Der Ausdruck seines Gesichts war ein anderer. Es war nicht mehr der des Zornes, sondern der eines tiefen, innigen Kammers. Er sah sich unruhig um, und als er Lauretta gewahrte, forderte er

sie durch eine Geberde auf, zu ihm zu kommen. Sie eilte zu ihm; er ergriff ihre Hand.

„Verlaß mich nicht! Versprich mir, daß Du mich niemals verlassen willst.“

„Nein, nein, niemals.“

„Warum hast Du Dich nicht mit zu Bett gelegt? Ich habe einen furchtbaren Traum gehabt. D!“

Lauretta wendete sich ab, um ihre Thränen zu verbergen.

Alphons sah den Grafen Byroff unverwandt an.

„Ihr hier, mein Freund, und auch Du?“ setzte er hinzu, als er Jacques bemerkte. „Habe ich Euch vielleicht während meines Traumes gerufen?“

Plötzlich schien er zu bemerken, daß er nicht ausgekleidet war und bloß auf seinem Bette lag. Er durchlief das ganze Zimmer mit verwunderten Blicken. Dann, wie ein Mensch, welcher sich an etwas zu erinnern sucht, stand er auf; seine Augen begannen allmählig wieder starr zu werden und er rief:

„Es war Wirklichkeit! Ja, es war kein Traum. Wollte Gott, daß es ein Traum gewesen wäre!“

Die Nacht verging sehr traurig. Alphons gab auf alle Fragen, die mit der Ursache seines Kammers nichts zu schaffen hatten, ganz vernünftige Antworten. Graf Byroff versuchte ein einziges Mal die empfindliche

Saite zu berühren und sofort brach das Delirium wieder aus.

Lauretta's Schmerz und die Unruhe des Grafen wuchsen immer mehr. Jacques weinte und betete; bald tröstete er Lauretta, bald gab er dem Grafen Rathschläge und von Zeit zu Zeit murmelte er dem Wirth in's Ohr, er sei überzeugt, daß es die schwarzen Teufel wären, welche dieses ganze Unglück angerichtet hätten. Der Wirth seinerseits beschwor den Grafen, einen frommen Prediger holen zu lassen, welcher nur eine halbe Stunde von dem Wirthshause entfernt wohnte.

Da Alphons immer noch in demselben Zustande blieb, so schloß sich Lauretta gegen Mittag den Bitten des Wirthes an. Graf Byroff wollte sich dem Wunsche seiner Tochter nicht widersetzen. Der Wirth erbot sich, selbst nach der Predigerwohnung zu gehen; da aber in diesem Augenblicke einige Reisende angekommen waren, so sah er sich genöthigt, noch da zu bleiben. Lauretta, die immer unruhiger ward, fürchtete, daß durch diesen Aufschub das körperliche und geistige Wohl ihres Gatten gefährdet werden könne. Demzufolge gab sie einem kleinen Knaben aus dem benachbarten Dorfe, der in diesem Augenblicke vorüber ging, ein Stück Geld, damit er Jacques bis an die Wohnung des Predigers geleiten möge.

Nach Verlauf von anderthalb Stunden kam Jacques

zurück, begleitet von dem Prediger, welcher Alphons geistliche und körperliche Hilfe brachte, denn er war zugleich ein sehr geschickter Arzt.

Graf Byroff ging ihm, sobald er ihn erblickte, entgegen. Er begnügte sich damit, ihm zu sagen, daß der Verstand des jungen Mannes, um dessen willen man ihn gerufen, in voriger Nacht durch einen Unfall in Unordnung gebracht worden, worüber er selbst noch keine Rechenschaft gegeben habe. Dann führte er ihn an Alphons' Bett.

Der Prediger fragte den Grafen, ob er Muthmaßungen über die eigentliche Ursache der Krankheit des jungen Mannes habe. Der Graf erklärte, daß er durchaus nichts davon wisse.

Der Prediger ergriff Alphons bei der Hand, um ihm an den Puls zu fühlen. Der Kranke schlug die Augen auf, heftete sie auf den Prediger und rief:

„Wer bist Du? Du trägst das Gewand eines Trösters. Bringst Du mir Verzeihung? — Hat sie meine Verzeihung ausgesprochen?“

„Beruhigt Euch, mein Sohn; setzt Euer Vertrauen auf den Himmel und Alles wird gut gehen.“

„O Schmach!“ hob Alphons wieder an, „Du kommst hierher, um mich zu hintergehen. Dein Gewand erweckt Hoffnung in dem Herzen des Schuldigen, und Deine Sprache straft diese Hoffnung Lügen. —

Laß mich, laß mich — habe Mitleiden mit mir und quäle mich nicht länger.“

Er hielt die Hand vor die Augen und vergrub sein Gesicht in dem Kissen.

Der Prediger näherte sich hierauf dem Grafen Byroff und Lauretta, und sagte zu ihnen:

„Hinter diesen sonderbaren Worten steckt etwas. Hat er sich schon einmal in diesem Zustande befunden?“

„Niemals,“ antwortete Lauretta.

„Die Ursache ist also eine plöglliche gewesen?“ sagte der fromme Mann, indem er sich zu Lauretta wendete.

„Eine plöglliche und unbekannte.“

„Ich werde ihm einen beruhigenden Trank reichen, welcher, wie ich hoffe, indem er die Aufregung seiner Sinne vermindert, seinen Verstand wiederbringen wird.“

Er entfernte sich hierauf, und Jacques begleitete ihn, um den zu bereitlebenden Trank unverweilt zur Stelle zu schaffen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als Jacques zurückkam, sah ihn Graf Drossoff sogleich am Gesicht an, daß er ihm etwas Wichtiges und Eiliges mitzutheilen hätte. Er ließ ihn indessen erst Alphons' Zimmer verlassen, folgte ihm jedoch bald nach. —

„Ach, gnädiger Herr,“ rief Jacques, als er ihn sah, „ich freue mich, daß Ihr heruntergekommen seid. Ich habe Euch etwas sehr Sonderbares mitzutheilen, wollte aber in Gegenwart der gnädigen Frau nicht gern davon anfangen.“

„Was giebt es?“

„Ihr sollt es sogleich hören, gnädiger Herr. Als ich mit dem Prediger in die Nähe seiner Wohnung kam, sagte er mir, ich könne in einem nicht weit davon gelegenen kleinen Wirthshause warten, bis er den Trank bereitet haben würde, den er mir sodann dorthin

bringen wolle. Es ist dies dasselbe Wirthshaus, von welchem gestern unser Wirth erzählte, daß darin von Zeit zu Zeit verdächtiges Gesindel sich aufhalte, in welchem man, wenn nicht Straßenräuber, doch Diebe und Falschmünzer vermüthe. Als ich in das zu ebener Erde gelegene Zimmer trat, fand ich darin Niemand, wohl aber vernahm ich aus dem Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt stand, eine Menge lauter Stimmen und schallendes Gelächter. Meine Neugier ward lebhaft erregt, weil mir sofort einfiel, was unser Wirth von der in diesem Hauser verkehrenden Gesellschaft erzählt hatte. Es mochten, den Stimmen nach zu urtheilen, zehn bis zwölf Männer zugegen sein, welche lustig schwatzten, lachten und mit den Gläsern anstießen. — „Na,“ rief plötzlich einer, „was ist das, Bruder Göran, Du willst immer der Bescheidteste unter uns sein und den Gelehrten und Dichter spielen, und hast heute gleichwohl noch keinen Toast ausgebracht.“ — „D, daran soll's nicht fehlen, füllt Eure Gläser und thut mir Bescheid: Das Schloßgespenst soll leben! Möge es die Mitternachtsglocke so lange läuten, als noch einer von uns lebt, dann wird auch unser Handwerk immer grünen und blühen und immer fröhlicher gedeihen.“ — Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, stieß klirrend mit den Gläsern an und Alle riefen jubelnd: Das Schloßgespenst soll leben! —

Einen Augenblick darauf hörte ich die leeren Gläser mit Geräusch niedersezen. Es dauerte nicht lange, so hob einer an: „Was muß nur aus dem jungen Grafen geworden“ sein? — Eine Stimme, welche ich bis jetzt noch nicht vernommen hatte, antwortete: „D, was den betrifft, so —“ In diesem Augenblicke klopfte Jemand an's Fenster. Ich drehete mich erschrocken herum. Es war der Prediger, welcher mit dem bereiteten Tranke in der Hand draußen stand und mir winkte, hinauszukommen. Gern hätte ich ihn in Bezug auf das, was ich soeben gehört, gefragt; aber eines Theils getraute ich es mir nicht, und andern Theils lag mir auch daran, mit der Arznei so bald als möglich hier zu sein. Deswegen eilte ich so schnell als möglich wieder hierher.“

Graf Byroff befahl Jacques, das Haus nicht zu verlassen, sondern sich bereit zu halten, im Fall Lauretta seiner Hilfe bedürfe. Dann ging er hinaus auf den Rasenplatz vor dem Hause, um hier auf und ab zu spazieren und sich ruhig den Betrachtungen zu überlassen, welche die ihm von Jacques gemachte Mittheilung in ihm hervorrief.

Vor allen Dingen schien ihm klar, daß das mitternächtliche Läuten der Glocke von den Falschmünzern herrühre, welche wahrscheinlich in dem Schlosse ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten und diesen unheimlichen Spuk veranstalteten, um die Bauern der Umge-

gend in der Meinung zu bestätigen, daß das Schloß von Gespenstern bewohnt sei. Ueberhaupt ließ sich annehmen, daß die Falschmünzer nicht blos die Beförderer, sondern auch die Urheber dieses Gerüchtes seien. Ebenso wenig zweifelte er, daß die drei schwarzen Gestalten, welche Jacques aus dem hintern Thor des Schlosses hatte davon eilen sehen, drei Falschmünzer gewesen seien, die im Schlosse gewesen, um das gewohnte Alarmsignal erschallen zu lassen, und die dann vermuthlich zu einem nächtlichen Bechgelag in die Spelunke eilten, in welche Jacques durch den Zufall geführt worden. Er vermuthete, daß sie in das Schloß gelangt seien, ohne von Alphons oder von Jacques bemerkt zu werden, und daß die Thür, durch welche der Erstere später hineingegangen, von ihnen offen gelassen worden, während sie ihre nächtliche Funktion verrichteten, denn wahrscheinlich hatten sie nicht geglaubt, daß Jemand wagen würde, sich einem Orte zu nähern, der für Alle, welche ihn kannten, ein Gegenstand des Entsetzens geworden war. Nur konnte der Graf sich nicht den Schrecken und die Angst erklären, wovon Alphons erfüllt zu sein schien. Die Erscheinung der drei Falschmünzer konnte nicht die Ursache davon sein. Uebrigens war es auch gar nicht wahrscheinlich, daß er sie gesehen, oder vor ihnen gesehen worden, denn nach der Mittheilung Jacques' befand er sich im Schlosse, als jene drei die Thür

verschlossen. Alphons hatte ja auch versichert, daß er den Schatten seiner Mutter gesehen. Einen Augenblick lang glaubte er, diese Erscheinung könne auch das Werk der Falschmünzer gewesen sein. Der Muth und die Unerfrohenheit des jungen Grafen jedoch, welche dieser sonst bei jeder Gelegenheit gezeigt und die ihn ganz gewiß angetrieben haben würden, sich von der Wahrheit zu überzeugen, machten eine solche Annahme unmöglich.

Da Graf Byroff sonach zu keiner Vermuthung kam, welche einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte, so beschloß er, wenn der von dem Prediger bereitete Trank nicht die gewünschte Wirkung hervorbrächte, auf alle Fälle die Lösung des Doppelheimnisses der Mitternachtslocke und des gegenwärtigen Zustandes seines Schwiegersohnes zu suchen.

Der Alphons gereichte Trank war ein einschläfernder. Nicht lange, nachdem der Kranke ihn genommen, sank er in tiefen Schlaf.

Gegen Mitternacht überredete der Graf endlich, wiewohl nicht ohne große Mühe, seine Tochter, welche die ganze vorhergegangene Nacht nicht geschlafen hatte, sich zu Bett zu begeben.

Mit Tagesanbruch erwachte Alphons. Er richtete sich in seinem Bette empor, warf die Decke zurück und schien eine Zeit lang zu horchen. Nach Verlauf einiger Minuten rief er:

„Horch, ist sie es nicht, welche spricht?“

„Wer? Wen meint Ihr, lieber Freund?“ sagte Graf Byroff, indem er an's Bett trat.

„Meine Mutter.“

Es trat eine kurze Pause ein.

Graf Byroff hätte gewünscht, das Gespräch fortzusetzen, aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte.

„Wollt Ihr mit mir nach dem Schlosse kommen?“ sagte Alphons zu ihm.

„Warum wünscht Ihr hinzugehen? Ist sie dort?“

„Setzt wohl nicht, fürchte ich,“ sagte Alphons, indem er mit den Augen nach dem Fenster deutete, um zu verstehen zu geben, daß der Tag zu grauen begann. „Es war im tiefen Dunkel der Nacht, als ich sie sah, habe ich Euch nicht gesagt, daß sie eine angezündete Lampe in der Hand hielt?“

„Nein.“

„Aber sie war todt. Ihre Wangen waren hohl und bleich. Mein Ungehorsam hat sie aus dem Grabe aufgeschwecht. Ich möchte sie noch einmal sehen und auf meinen Knien ihre Verzeihung erflehen. O wenn sie ihren schrecklichen Blick mildern wollte, dann könnte ich noch glücklich sterben.“

„Hat sie mit Euch gesprochen?“

„Ich weiß nicht, ob sie mit mir gesprochen hat. Ich konnte ihren Anblick nicht ertragen. — Fühlt ein-

mal an meine Schläfe, und Ihr werdet Euch überzeugen, mit welcher Hefigkeit sie noch pulsiren.“

Graf Byroff legte eine Hand an Alphons' Stirn.

„Fordert mich nicht auf, in das Schloß zurückzukehren,“ hob dieser Letztere an. „Mein, ich werde nicht dahin zurückkehren, ich werde mich nie wieder der Gefahr aussetzen, sie wieder zu sehen. Wenn Ihr sie jemals sehet, so saget ihr — doch Ihr werdet sie nicht sehen. Ihr seid ihr nicht ungehorsam gewesen. Sie wird Euch nicht mit zürnenden Augen betrachten. Ich will nicht weiter davon sprechen. Ich muß mein Unglück allein tragen.“

Er verhüllte das Gesicht in dem Kopfkissen. Der Graf nahm sich im Stillen vor, ihn künftig nicht wieder über einen Gegenstand auszufragen, an den der Kranke nicht denken konnte, ohne sofort den Verstand zu verlieren.

Da diese kurze Unterredung dem Grafen immer noch keinen Aufschluß über das gegeben, was er zu wissen wünschte, so blieb er nur um so fester bei seinem Vorsatz stehen, das Schloß bei der ersten günstigen Gelegenheit, welche sich darbieten würde, zu besuchen und alles Mögliche aufzubieten, um endlich dieses seltsame Geheimniß aufzuklären.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang kam der Prediger wieder, um seinen Kranken zu besuchen. Er

sand, daß der Krank ihm sehr zuträglich gewesen war, und sprach die Hoffnung auf eine baldige Wiederherstellung aus. Lauretta war nicht im Zimmer, als der Geistliche kam; als sie aber von Jacques seine Ankunft erfuhr, eilte sie sogleich in das Zimmer ihres Gatten und fragte den Pfarrer, wie es mit ihrem Alphons ginge. —

Als der Prediger diesen Namen hörte, zeigte er eine plötzlich überraschte Miene, gewann aber seine gewohnte heitere Fassung sofort wieder und beantwortete Lauretta's Frage.

Graf Byroff war der Einzige, welcher die Wirkung bemerkte, die der Name Alphons auf den Prediger hervorgebracht hatte.

Er zweifelte nicht, daß dieser Letztere sich unter dem Vorwande, seinem Kranken an den Puls zu fühlen, nur deshalb dem Bett näherte, um die Züge des Kranken aufmerkamer betrachten zu können, als er bis jetzt gethan.

Nachdem er versprochen, Abends wieder zu kommen, verließ er das Zimmer. Graf Byroff begleitete ihn bis an die Thür des Hauses, um ihn zu verhindern, mit dem Wirthe zu schwätzen, und sobald er fort war, empfahl er dem Wirthe, Niemandem zu sagen, daß er auf dem Schlosse gewesen sei, denn er fürchtete,

daß dieses Bekenntniß ein neues Hinderniß für die Entdeckung der Wahrheit sein könne.

Am Abend kam der Geistliche wieder. Alphons befand sich immer noch in einem Zustande, welcher dem Grafen nicht erlaubte, zu hoffen, daß er die Ursache seines Irrensinnis von ihm erfahren werde.

Der Geistliche setzte sich an das Bett und erkundigte sich abermals ganz genau, ob man keine, wenn auch nur entfernte Vermuthung über die Ursache von Alphons' Krankheit habe.

Lauretta und der Graf gaben dieselbe Antwort, wie das erste Mal. Der Prediger schwieg einige Augenblicke und man sah ihm an, daß er von der Wahrheit der ihm gegebenen Antworten nicht überzeugt war.

„Kommt Ihr weit her?“ hob er an.

„Wir haben eine Reise durch Italien und Deutschland gemacht, uns sodann einige Monate in Stockholm aufgehalten und wünschen nun das Innere des Landes zu bereisen.“

„Und ist die Stadt, nach welcher Ihr Euch zunächst zu begeben gedenkt, weit von hier?“

„Sobald mein Freund wieder hergestellt ist, wird er selbst die Route bestimmen, welche wir ferner einschlagen wollen.“

„Ihr reiset also bloß zu Eurem Vergnügen?“

Der Graf beantwortete diese Frage durch eine leichte Neigung des Kopfes.

Der Geistliche that noch mehrere Fragen, auf die er keine befriedigenderen Antworten erhielt, und als es Abend ward, entfernte er sich.

Lauretta, die von dem, was Jacques in der Falschmünzerkneipe gehört, nicht unterrichtet war, glaubte nur, die durch den Zustand ihres Gatten erweckte Neugier habe den Geistlichen zu seinen Fragen bewogen. Der Graf faßte aber die Sache anders auf. Er begann zu glauben, die Lösung des Geheimnisses würde beweisen, daß Graf Fredrik von Rensköld sich auf irgend eine Weise mit verdächtigen Menschen in Verbindung gesetzt habe, um die Früchte seines auf strafbare Weise erworbenen Reichthums genießen zu können.

Die Muthmaßung erschien ihm sehr wahrscheinlich, und da die Mitwissenschaft der Falschmünzer eine offene Folge davon war, so schloß er daraus, daß das einzige Mittel, die Wahrheit zu entdecken, darin bestehe, wenn er sich überzeuge, durch wen die Glocke des Schlosses alle Nächte geläutet werde.

Demzufolge beschloß er, die Sache nicht mehr lange aufzuschieben und, wenn es nicht absolut unmöglich wäre, noch diese Nacht zu erfahren, woran er sich zu halten habe.

Der Prediger hatte Alphons einen zweiten Schlaftrunk bereitet und mitgebracht. Nur war dieser zweite Trank etwas weniger stark als der erste.

Dieser Umstand verminderte die Unruhe des Grafen, welcher, wenn er seinen Plan ausführen wollte, nothwendig Lauretta auf einige Stunden verlassen mußte. Er war fest entschlossen, sie nicht einmal abzuholen zu lassen, daß er sich aus der Herberge entfernt habe. Als sie ihn bat, sich zu Bett zu legen, willigte er ein, aber nur unter der Bedingung, daß Jacques in dem Zimmer ihres Gatten sogleich mit ihr wache.

Nachdem der Wirth ihn zitternd mit einer Laterne und einem Feuerzeug versehen, führte er ihn bis an die Stelle, wo die Richtung der Straße eine fernere Führung überflüssig machte. Hier empfahl der Graf dem Wirthe nochmals die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, und dieser dagegen hat den Grafen inständig, sich vor den bösen Geistern in Acht zu nehmen.

Sie trennten sich. Der Eine kehrte eiligst nach der Herberge zurück und der Andere bog in die lange Allee ein, welche nach dem Schlosse führte.

Kaum hatte er einige Schritte gethan, als der ferne Ton einer Glocke an sein Ohr schlug. Er bewauerte sehr, daß die Umstände ihn genöthigt hatten, später fortzugehen, als er sich anfänglich vorgenommen;

aber fest entschlossen, sein Unternehmen zu verfolgen, ging er mit raschen Schritten weiter.

Unter den Mauern des Schlosses angelangt und durch das Licht des Mondes begünstigt, ging er um das Schloß herum und suchte mit den Augen das Einlaßpförtchen. Einen Augenblick lang glaubte er an einem der Fenster der zweiten Etage ein Licht zu bemerken. Er blieb stehen; da aber das Licht nicht wieder zum Vorschein kam, so ging er weiter, überzeugt, daß seine Einbildungskraft ihn getäuscht habe.

Endlich langte er an dem Pförtchen an; es war zu; er stieß mit kräftigem Arme dagegen. Es wich seinen Anstrengungen.

Er tritt ein, thut einige Schritte, horcht und sieht sich um, aber er hört nur das Schweigen des Todes, er sieht nur die Finsterniß der Nacht.

Er kehrt wieder um und tritt vor das Thor hinaus. Nachdem er hier seine Laterne angezündet, die er so trägt, daß er sie rasch unter seinem weiten Mantel verbergen kann, kehrt er in das Schloß zurück und schließt hinter sich die Thür, gerade so, wie er sie gefunden.

Er geht einen gewölbten Gang entlang, an dessen äußerstem Ende er, sich links wendend, eine Thür findet; er schreitet durch diese hindurch und tritt in den großen Hof des Schlosses. Er thut noch einige Schritte, dann

hebt er seine Laterne, um die Gegenstände, von denen er umgeben war, besser zu sehen. Rings um den ganzen Hof herum sah er zahlreiche steinerne Säulen und am äußersten Ende ein ungeheures eisernes Thor. Gerade gegenüber befanden sich einige Stufen von einem Geländer eingefast, an dessen beiden Seiten zwei hohe schmale Thüren angebracht waren. Durch eine dieser Thüren war der Graf in den Hof gekommen.

Er steigt die Stufen hinauf. Links und rechts streckte sich eine lange Galerie hin. Er hebt von Neuem seine Laterne und lenkt zuerst seine Augen nach dem äußersten Ende der Galerie rechts. Er gewahrt auf beiden Seiten Thüren. Die Galerie endete mit einer weißen Wand. Er wendete sich nun links. Die Ausdehnung dieser zweiten Galerie war bedeutender, als die der ersteren. Während er sie untersucht, glaubt er an dem äußersten Ende eine Gestalt rasch im Schatten hinschreiten zu sehen.

Er geht langsam und vorsichtig weiter. Am Ende der Galerie befand sich ein Corridor rechts, welcher mittelst einer kleinen Treppe in eine andere Galerie führte, welche große Aehnlichkeit mit der hatte, welche er soeben verlassen. Im Hintergrunde dieser Galerie fiel ihm plötzlich eine halbgeöffnete Thür in die Augen. Seine Laterne verbergend, blickte er durch diese Thür hindurch. Alles war in das dichteste Dunkel gehüllt.

Er zieht seine Laterne unter seinem Mantel hervor und tritt in ein prachtvoll meublirtes Zimmer. Nichts verrieth, daß dasselbe in der letzten Zeit bewohnt gewesen.

Da er keinen andern Ausgang entdeckte, so kehrte er in die Galerie zurück.

Das Geräusch einer nicht sehr entfernten Thür zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er konnte nicht genau sagen, aus welchem Theile des Schlosses das Geräusch kam, aber er vermuthete, daß es aus der Galerie käme, die auf der rechten Seite der Treppe sich befand, welche ihn aus dem Hofe in das Schloß geführt hatte. Diese Galerie lief eben so wie die andere in einige Stufen aus, die in einen Corridor von gleicher Länge führten.

Nachdem er einen Augenblick lang über den Weg nachgedacht, den er einzuschlagen hätte, geht er die Stufen hinunter. Unten findet er eine Thür wie auf der andern Seite. Er birgt seine Laterne wieder unter den Mantel und schickte sich eben an, einen Versuch zum Oeffnen der Thür zu machen, als er ein langes Stöhnen hörte, welches von einer Person ganz in seiner Nähe ausgestoßen zu werden schien. Er wendete sich herum, sah aber nichts. Schon begann er zu glauben, daß seine Sinne ihn getäuscht hätten und stand auf dem Punkte, die Hand an die Thür zu legen, als er durch ein ersticktes Geräusch daran gehindert ward, wel-

ches aus dem Zimmer kam, zu welchem diese Thür führte. Er horcht; noch zwei Mal läßt sich derselbe Ton hören. Er zweifelte nicht mehr, daß derselbe aus dem Zimmer käme, vor dessen Thür er stand.

Wieder herrschte tiefes Schweigen. Zum dritten Male schickte er sich an, einzutreten, als mehrere Stimmen, welche auf einmal und in bittendem Tone sprachen, sich hören ließen.

Sein Erstaunen erreicht den höchsten Grad. Pögllich intoniren die Stimmen einen feierlichen Gesang. Gleich in den ersten Tönen erkennt der Graf eine Hymne der katholischen Kirche — einer Kirche, die in Schweden gesetzlich verpönt ist.

Von immer höherem Erstaunen ergriffen, aber unerschütterlich in seinem Vorsatz, versteckt er von Neuem seine Laterne, öffnet die Thür und tritt ein.

Der Thür gegenüber, durch welche er eingetreten, befand sich eine zweite, kleinere und gewölbte, aus welcher ein schwaches Licht hervortrat. Er sieht sich um und bemerkt, daß er in einer kleinen Sacristei steht, hinter dem Altare einer Kapelle, zu welcher die gewölbte Thür führte. Er geht vorsichtig auf eine Stelle zu, von welcher man die Aussicht auf das ganze Innere der Kapelle hatte. Nur wenige Schritte von dem Stuhl des Altars kniete neben einem Sarge eine

bleiche, abgemagerte Gestalt, die in der linken Hand ein Kreuz und in der rechten eine Geißel hielt.

Auf der andern Seite des Sarges lagen drei Gestalten in Mönchsgewändern ebenfalls auf den Knien. Diese waren es, deren Stimmen der Graf gehört hatte. Sie sangen noch.

Als ihr Gesang beendet war, machten sie alle Drei das Zeichen des Kreuzes und begannen ein Gebet, in welchem sie die göttliche Barmherzigkeit für den Sünder anflehten. Gleichzeitig stand die Gestalt, deren langes und weites Gewand keine Unterscheidung des Geschlechts gestattete, auf, und zerfleischte sich die Schultern mit der Geißel, welche sie in der rechten Hand hielt. Der Schmerz preßte ihr bald ein dumpfes Stöhnen aus, gleich dem, welches der Graf schon gehört.

„Es dauerte nicht lange, so begannen die Mönche ein zweites Gebet, in welches die küßende Gestalt einstimmte.

Sie verließen hierauf Alle zusammen die Kapelle, indem sie sich durch eine dem Altar gegenüber befindliche Thür entfernten.

Einer der Mönche trug eine Lampe, welche während des Gebetes auf dem Sarge gestanden hatte, vor welchem sie auf den Knien gelegen.

Der feste Entschluß des Grafen Byroff, endlich das Geheimniß zu enthüllen, in welches dieses Schloß

gehüllt war, hatte ihn beim Anblick dieses Schauspiels gänzlich verlassen. Der fromme Gesang und das andächtige Gebet der Mönche, der Schmerz der Person, für deren Seelenheil sie zum Himmel beteten, erlaubten ihm nicht, diese imposante und furchtbare Feierlichkeit zu stören.

Er war guter Katholik und demzufolge freudig überrascht, hier im keiserlichen Schweden trotz aller gesetzlichen Verbote und Strafen die Weltherrschaft seiner Kirche bethätigt zu finden.

Als die Ceremonie vorüber war, empfand er daher einen unüberwindlichen Widerwillen, vor Menschen zu erscheinen, welche ein Recht hatten, ihm über sein heimliches Einschleichen in das Schloß Vorwürfe zu machen, und die sich wahrscheinlich geweigert hätten, seine Entschuldigungen anzuhören.

Wenn aber katholische Mönche hier im Dunkeln ihr Wesen trieben, was war dann an der Erzählung, nach welcher Falschmünzer das Schloß zu ihrem Schlupfwinkel gewählt hatten? Hatten die katholischen Priester — wahrscheinlich Jesuiten — dieses Gerücht bloß ausgesprengt, um nicht den Haß des eifrig protestantisch gesinnten Landvolkes auf diesen Punkt zu leiten? Und war vielleicht der Prediger, welcher als Arzt an Alphons' Krankenbette erschienen war, selbst ein verkappter Jesuit?

Ueber alles Dies konnte nur der weitere Verlauf der Ereigniffe Licht verbreiten.

Graf Byroff dachte einige Minuten lang nach, was er zu thun habe. Er hörte Tritte in der Galerie, aber das Geräusch erstarb auf der Stelle. Nach dem, was Jacques ihm gesagt, zweifelte er nicht, daß das Geräusch durch die Mönche oder vermeintlichen Falschmünzer entstanden sei, welche sich aus dem Schlosse entfernten, um sich in ein dicht an der Ringmauer stehendes thurmähnliches Haus zu begeben, welches ihnen wahrscheinlich zum gewöhnlichen Aufenthalte diente.

Das Zuschlagen eines Thores, wovon der ganze Schloßhof wiederhallte, bestätigte ihn in seiner Meinung.

Er beschloß, in die Kapelle hineinzugehen und zu erfahren zu suchen, was aus der Gestalt geworden, die er gesehen, denn er glaubte fest, ohne jedoch zu wissen warum, daß dieselbe das Schloß nicht verlassen habe.

Er zweifelte nicht, daß diese Gestalt entweder der Graf Fredrik oder die Gräfin Anna sei. Er war geneigt zu glauben, es sei der Erstere, dagegen schienen die von Alphons ausgestoßenen unzusammenhängenden Worte darauf hinzudeuten, daß es die Letztere sei.

Im Hintergründe der Kapelle angekommen, fand er, daß die Thür, durch welche die Mönche verschwunden, verschlossen war.

Er wollte sie öffnen, aber sie widerstand seinen Anstrengungen.

In diesem Augenblicke fiel ihm ein Lichtschein in die Augen. Er versteckte schnell seine Laterne. Das Licht kam näher und zeigte ihm eine zweite eiserne Thür, welche in einen langen und schmalen Gang führte, an dessen äußerstem Ende beinahe gleichzeitig und eine Lampe tragend die Gestalt erschien, welche er in der Kapelle gesehen.

Sie öffnete eine Thür, gegenüber der, an welcher der Graf stand, und verschloß sie hinter sich. Alles war wieder in Dunkel gehüllt.

Er nahm wieder seine Laterne in die Hand, aber die Thür, in welche die Gestalt eingetreten, war zu entfernt von ihm, als daß er sie mit Hilfe des schwachen Lichtes seiner Laterne hätte unterscheiden können. Er beschloß indessen sie zu suchen und wenn es ihm gelänge, sie zu finden, die Person anzureden, welche seine Neugier und sein Erstaunen so lebhaft erregt hatte.

Nachdem er nach der Reihe mehrere Gänge durchschritten, führte ihn eine Reihe von Gemächern nach einem Zimmer, an welches ein kleines Kabinet stieß. Im Hintergrunde dieses Kabinetts bemerkte er eine verborgene Treppe, welche zu der Galerie führte, an deren äußerstem Ende sich die offene Thür der Kapelle befand. Er eilte nach der andern Seite, in der Hoffnung, hier

die Thür zu finden, durch welche die Gestalt seinen Augen entschwunden war. Die Form der Mauer war halbrund. Er schloß daraus, daß er sich in einem der Thürme befände, welche die vier Ecken des Schlosses bildeten; aber alle seine Nachforschungen vermochten nicht ihn auf die Entdeckung einer Thür an dieser Stelle zu führen.

Er setzte seine Laterne auf den Boden und fuhr mit der Hand wiederholt über alle Theile der Mauer. Endlich glaubte er eine kleine Erhöhung zu fühlen, welche ihm eine Thürangel zu sein schien. Er nahm seine Laterne in die Höhe, um sich davon zu überzeugen. Zu seinem großen Bedauern aber sah er, daß der Docht seiner Lampe beinahe ausgebrannt war.

Er beeilte sich demzufolge, so schnell als möglich und so lange er noch Licht hätte, in die Galerie zurückzukehren. Er fürchtete, wenn es verlösche, dann in der Finsterniß umherirren zu müssen, wodurch sich dann leicht seine Abwesenheit so weit hinausziehen konnte, daß man sie Lauretta nicht mehr hätte verheimlichen können, und der schon so tief gesunkene Muth der jungen Frau wäre dieser neuen Unruhe ganz gewiß vollends erlegen. Er folgte mit schnellen Schritten dem Gange, der ihn dieses letzte Mal in die Kapelle geführt, und kaum war er in der Galerie angelangt, als seine Lampe verlöschte.

Zum Glück begann eben der Tag zu grauen. Er ging rasch in den Hof hinunter. Er erinnerte sich sehr wohl des Weges, den er eingeschlagen, und hatte das kleine Pfortchen bald erreicht. Aber wie groß war sein Schrecken, als er dasselbe verschlossen fand!

Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht vor den Mönchen das Schloß verlassen, um so mehr, als er aus Jacques' Mittheilung wußte, daß sie im Fortgehen die Thür verschlossen. Er kehrte in den Hof zurück und versuchte das große Thor zu öffnen, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich.

„Aber,“ sagte er bei sich selbst, „wie ist denn Alphon's hinausgekommen, nachdem die Mönche ihm vorangegangen waren?“

Dieser Gedanke machte ihm Hoffnung, einen anderweiten Ausweg zu finden. Nach langen und peinlichen Nachsichungen mußte er dennoch darauf verzichten. Seine ganze Unruhe war nur, daß Lauretta seine Abwesenheit entdecken und den Beweggrund derselben ahnen möchte.

Nachdem er so zwei Stunden mit vergeblichem Suchen und eiteln Klagen zugebracht, glaubte er das Klirren eines Schlüssels in dem Schlosse des Pfortchens zu hören. Er blieb stehen, um zu horchen. Er hörte nichts mehr. Er glaubte, er habe sich getäuscht. Nichts desto weniger wollte er sich von der

Wahrheit überzeugen und lief nach der Thür; sie war aufgeschlossen und angelehnt. Er war hochehrent, überschritt sofort die Schwelle des Pfortchens und entfernte sich eiligst von dem Schlosse, ohne weiter zu untersuchen, durch wen und warum diese Thür geöffnet worden.

Als Graf Byroff ganz außer Athem in der Herberge wieder ankam, beeilte er sich den Wirth zu fragen, ob Lauretta nach ihm gefragt habe. Zu seiner großen Freude hörte er, daß dies nicht der Fall gewesen.

Der Wirth war nach dem Wunsche des Grafen bis zu seiner Rückkehr wach geblieben. Um ihn für seine Gefälligkeit zu belohnen, befriedigte er seine Neugier in Bezug auf die gespenstische Mitternachtsglocke, und der Wirth bemerkte ihm darauf, daß allerdings schon mehrere Reisende, die bei ihm eingekehrt, die Vermuthung ausgesprochen, daß katholische Emissaire bei diesen geheimnißvollen Vorgängen ihre Hand im Spiele hätten.

Der geschichtskundige Leser wird wissen, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — in welcher Zeit diese Geschichte fällt — die schon unter der Königin Christine begonnenen Umtriebe der Jesuiten, Schweden in den Schooß des Katholicismus zurückzuführen, allerdings fortwährende Versuche machten, einen neuen Aufschwung zu nehmen.

Graf Byroff warf sich, nachdem der Wirth sich entfernt hatte, auf sein Bett, und begann ruhig über die seltsamen Dinge nachzudenken, deren Zeuge er auf dem Schlosse gewesen war. Anfangs machte er sich ernste Vorwürfe darüber, daß er nicht um jeden Preis und auf jede Gefahr hin den Zweck seiner Wanderung zu erreichen gesucht; aber bald sagte ihm die tröstende Stimme seines Gewissens, daß er blos der Ehrerbietung gemäß gehandelt, die er als guter Katholik den Ceremonieen seiner Kirche schuldig war.

Viel zu aufgeregt, um zu schlafen, stand er auf und begab sich in Alphons' Zimmer, welcher noch nicht aufgewacht war.

Lauretta wollte sich nicht zur Ruhe legen, Jacques dagegen nahm das Unerbieten, seinen Posten auf einige Stunden verlassen zu dürfen, mit Vergnügen an.

Entschlossen einen zweiten Versuch zu machen, sagte der Graf Lauretta von seinem Besuche auf dem Schlosse kein Wort. Er fürchtete, daß die Bitten seiner Tochter ihn am Ende bewegen möchten, auf dieses Unternehmen zu verzichten.

Alphons lag, obschon er seit mehrern Stunden wach war, stillschweigend da. Endlich rief er Lauretta und umarmte sie. Seine Augen strömten von Thränen über.

„Ist der gute Pastor nicht hier?“ fragte er.

Laura antwortete, daß er gewiß bald kommen würde.

„Möge er bald kommen! Ich werde ihm mein Herz ausschütten; wenn seine Gebete mir nicht meine Verzeihung auswirken können, so kann vielleicht sein Rath mir nützlich sein.“

„Alphons,“ sagte Lauretta in zärtlichem Tone, „bin ich denn unwürdig, mit diesem frommen Manne Dein Vertrauen zu theilen?“

„O meine Lauretta, eben meine Liebe zu Dir macht es mir zur Pflicht, Dir diese furchtbaren Geheimnisse zu verschweigen.“

„Kannst Du glauben, daß mir Dein Kummer weniger Schmerz verursache, wenn ich die Ursache desselben nicht weiß? O Alphons, Du bist unglücklich, das ist genug!“

„Welche Güte! Ich ein Opfer der Verzweiflung, habe Dich zum Lohn für eine so edelmüthige Liebe mit in mein Unglück verwickelt.“

„Was sagst Du, Alphons? Ich bin glücklich, sehr glücklich gewesen; ja, der Himmel ist mein Zeuge, sehr glücklich.“

Lauretta that sich Zwang an, um ihre Thränen zurückzuhalten.

„Ich fürchte schon zu viel gesagt zu haben,“ hob Alphons wieder an, indem er sie unverwandt an

sah. „Ich habe Dir, glaube ich, die Ursache meines Kammers schon gesagt. Habe ich sie Dir nicht gesagt?“

„Vergiß sie, ich beschwöre Dich.“

„Niemals, niemals! Meine Vernunft hat mich so verlassen, daß ich kaum weiß, was geschehen ist. Habe ich Dir gesagt, daß ich den Schatten meiner Mutter gesehen habe?“

Lauretta wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie suchte in den Augen ihres Vaters die Antwort zu lesen, welche sie geben sollte. Sie sah, daß er nicht weniger verlegen war als sie selbst.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Zimmers und der Prediger trat ein.

Der fromme Mann setzte sich neben das Bette, gegenüber dem, auf welchem Lauretta Platz genommen hatte.

„Guten Tag, mein Sohn,“ sagte er zu Alphons. „Gott schenke Euch seinen Segen.“

Alphons wendete sich nach ihm herum und sagte: „Wie, ehrwürdiger Herr, Ihr habt die Güte, Euch für mich zu interessiren!“

„Ich höre nicht auf, die innigsten Gebete für Euch zum Himmel emporzusenden.“

„Ihr werdet also mein Geheimniß bewahren, wenn ich Euch die Ursache meiner Seelenangst bekenne?“

„Verschwiegenheit ist die heiligste Pflicht meines Berufs. Redet ohne Furcht, mein Sohn, faßt Vertrauen zu mir.“

„Nun, so geht diese Nacht in jenes Schloß. Sobald die Mitternachtsstunde geschlagen hat, werdet Ihr das Einlaßpförtchen offen finden. Tretet in die Kapelle und bittet den Schatten meiner Mutter, mir meinen Ungehorsam zu verzeihen. Wenn Ihr sie nicht seht, so werdet Ihr sie hören, denn sie wohnt in jenen Räumen. Sagt ihr, daß ich meinen strafbaren Besuch bereue, obschon sie mir nichts von dem Geheimnisse mitgetheilt hat, welches ich zu durchdringen wünschte. Wenn sie sich weigert, mir zu verzeihen, so wird mein Tod mein Verbrechen sühnen.“

„Seid Ihr wirklich der Erbe des Schlosses Menckild?“ fragte der Prediger, dessen Züge eine mit Freude gemischte Ueberraschung ausdrückten.

„O nein, nein, ich bin bloß der unglückliche, der verlassene Alphons. Ich bin verloren. Der Fluch einer Mutter lastet auf meinem Haupte.“

„Wann habt Ihr denn das Schloß besucht?“ fragte der fromme Mann.

„Es war —“

Alphons stockte.

Nach einigen Augenblicken fuhr er fort:

„Es war während der Nacht, aber ich weiß

nicht mehr, ob es die letzte Nacht war oder die vorhergehende.“

„Es waren zwei Nächte vor der letzten,“ sagte Graf Byroff.

Lauretta hatte sich von dem Bette zurückgezogen und dem Fenster genähert.

Der Prediger kam auf sie zu und sagte zu ihr:

„Seid Ihr die Gattin dieses jungen Mannes?“

Lauretta blickte auf und sagte:

„Ja, ehrwürdiger Herr.“

Der Prediger sah sie mit freundlichem, wohlwollendem Blicke an und entgegnete:

„Trocknet Eure Thränen. Fasset Muth. Es sind Euch noch glückliche Tage beschieden.“

Lauretta fühlte sich von der freundlichen Zusprache des ehrwürdigen Geistlichen so wohlthätig berührt, daß Hoffnung und Trost, welche ihr Herz bereits zu verlassen gedroht, wieder in dasselbe einzogen.

Sie heftete ihre schönen, ausdrucksvollen Augen auf den Geistlichen und sagte mit bewegter Stimme:

„Gebe Gott, ehrwürdiger Herr, daß Ihr Euch nicht täuschet.“

„Fasset Vertrauen zu seiner Güte. Mich hat er zu diesem heiligen Dienste auserkoren. Die Tage Eures Unglücks sind ihrem Ende nahe.“

Er ging wieder zurück an das Bett, auf welchem Alphons lag.

Er ergriff die Hand des Kranken und sagte in eindringlichem Tone:

„Ich werde für Euch beten, mein Sohn. Beruhigt Euch, vertrauet meinen Bemühungen. Ich werde im Laufe des Tages Euch noch einmal besuchen. Bis dahin sei der Frieden Gottes mit Euch.“

Er entfernte sich, und seine Worte riefen in den Personen, welche er verließ, sehr verschiedenartige stumme Betrachtungen hervor, von welchen der Leser sich nach dem Gange der Geschichte und nach dem Verhältniß dieser Personen zu einander leicht ein Bild machen wird.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Am Abend kam der Prediger wieder. Er fand Alphons aufgestanden. Seine körperliche Gesundheit war so ziemlich wiederhergestellt, aber seine Phantasie war immer noch krank und zuweilen schien seine Vernunft ihn gänzlich zu verlassen.

„Habt Ihr meine Mutter gekannt?“ fragte er den frommen Mann, sobald derselbe eingetreten war. —

Weder der Graf noch Lauretta hatten gewagt, das Gespräch auf diesen Gegenstand zu bringen.

„Sehr genau,“ antwortete der Prediger. „Ist es möglich, daß Ihr mich nicht mehr kennt?“ setzte er ein wenig zögernd hinzu.

„Nein! nein! ich kenne Euch nicht, und dennoch ist es mir, als hätte ich schon bei Jemandem die Narbe

gesehen, welche Ihr über dem Auge habt. Entschuldigt mich; alle meine Gedanken sind auf einen einzigen Gegenstand gerichtet. Sagt mir Euern Namen, ich bitte Euch darum.“

„Ich heiße Almqvist und bin schon seit langer Zeit der Beichtvater Eurer Mutter.“

„Jetzt erkenne ich Euch.“

Alphons erfaßte die Hand des guten Predigers, drückte sie in die seine und küßte sie.

„Ihr habt also meine Mutter in den Augenblicken gesehen, welche ihrem Tode vorangegangen sind?“

Der Prediger schien um eine Antwort verlegen zu sein; Alphons bemerkte es und fuhr fort:

„Hat sie zuweilen den Wunsch geäußert, ihren Sohn wiederzusehen?“

Der Prediger fuhr fort zu schweigen. Alphons hob wieder an:

„Ihr kennt ohne Zweifel meine unglückliche Geschichte?“

„Ich kenne sie.“

„D, warum hat sie mich aus ihrer Gegenwart verbannt? Warum hat sie mir ihre Zärtlichkeit entzogen? Unglücklicher Alphons! Die Mutter grausam — der Vater ermordet! O großer Gott, erzeige mir die Gnade, seinen Mörder kennen zu lernen. Das Gelübde meiner

Rache steht im Himmel geschrieben und hier schwöre ich von Neuem —“

Der Prediger unterbrach ihn.

„Beruhigt Euch, mein Sohn; Ihr würdet Euerm Vater doch nicht das Leben wiedergeben können, auch wenn Ihr das Blut eines Andern vergößet. Warum wollt Ihr daher Eure unschuldigen Hände mit Blut besudeln?“

„Ihr habt Recht, ehrwürdiger Herr. Der Himmel wird den Schuldigen besser zu strafen wissen, als ich es thun könnte. — Ach, wenn mein Vater einmal umkommen mußte, warum ist er dann nicht wenigstens von einer andern Hand gefallen?“

Der Prediger stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wer, der den Grafen Fredrik gekannt hat, würde jemals geglaubt haben, daß er seinen Bruder ermordet hätte!“

„Wenn Ihr das glaubt, so verläumdet Ihr sein Andenken.“

„So ist er auch todt! Und ich lebe allein noch, um die unerträgliche Last meines Schmerzes zu tragen! — Ich erinnere mich, daß meine Mutter, als sie mir befahl, mich von ihr zu entfernen, mir zugleich sagte, daß er unschuldig sei, aber vorher hatte sie mir versichert, er sei schuldig. — Welch ein seltsames Geheimniß!“

Hier trat eine längere Pause ein.

Möglich faßte Alphons sich wieder und rief:

„Da Ihr den Unschuldigen rechtfertigt, so nennt mir auch den Schuldigen. Nennt mir, ich beschwöre Euch, den, welchen ich hassen muß und leitet diesen rächenden Arm.“

„Entsaget diesem Wunsche, mein Sohn; entsaget jedem Gedanken an Rache. Die Liebe muß allgemein sein, und wer hätte mehr Recht auf unser Mitleiden, als der Unglückliche, der von den Qualen eines Gewissens gepeinigt wird, welches ihm einen Mord zum Vorwurf macht?“

„Und kann ich, ehrwürdiger Herr, Eurer Stimme gehorchen? Mein Herz blutet noch schon bei dem Gedanken an den Tod meines Vaters.“

„Je größer die Prüfungen sind, denen wir unterworfen werden, desto größer wird auch der Lohn sein, wenn wir von dem geraden Wege der Christenpflicht nicht abweichen.“

„Wenn meine Mutter den Mörder gekannt hat!“ rief Alphons, ohne auf die letzten Worte des Predigers zu achten.

Möglich unterbrach er sich selbst.

„Hat sie ihn gekannt?“ fragte er.

Der Prediger schwieg.

„Saget vielmehr, daß sie es selbst ist, die ihn

umgebracht hat; zerreiet mir das Herz. Sprecht es mit einem Male aus. Lieber will ich meiner langen Qual durch den Tod ein Ende machen sehen, als noch länger die Pein dieses geheimnißvollen Zgerns ertragen.“

Der weichherzige alte Prediger konnte die Thränen nicht zurückhalten.

„Würdet Ihr nicht lieber wollen, daß Euere Vater noch lebte, obschon Ihr ihn nicht wiedersehen solltet, anstatt zu wissen, daß er todt ist?“

„Ja wohl, ja wohl, der Himmel ist mein Zeuge.“ —

„Und wenn Euere Abwesenheit der einzige Trost wäre, der ihm bliebe, würdet Ihr wohl so viel kindliche Pietät empfinden, ihm zu gehorchen?“

„O ja, wie glücklich würde ich sein, zu erfahren, daß er noch lebt. Aber was bedeuten diese Fragen? Ich weiß, daß er nicht mehr lebt, warum wollt Ihr meine Phantasie auf diese Weise irre leiten?“

„Ihr glaubt, daß Euere Mutter gleiche Rechte auf Euern Gehorsam hat?“

„O, schmettert mich nicht ganz zu Boden, erinnert mich nicht daran, daß ich einen Mangel an Muth und Kraft verrathen habe, indem ich ihren Befehlen ungehorsam ward!“

„Nun, so bietet jetzt alle Eure Kräfte auf, um diesen Befehlen nachzukommen.“

„Was wollt Ihr damit sagen? Erklärt Euch deutlicher, ich beschwöre Euch.“

„Nun, so wisset, daß Eure Mutter lebt! Aber Ihr müßt Euch darein fügen, sie nicht wieder zu sehen.“

Bis jetzt war Alphons verhältnißmäßig ruhig gewesen. —

„Sie lebt!“ wiederholte er in herzerreißendem Tone. —

Er sank auf die Kniee nieder, hob Augen und Hände zum Himmel empor und rief:

„Gott der Barmherzigkeit, ich danke Dir! Sie war es also selbst, die ich gesehen! Mein Ungehorsam hat sie nicht aus dem Grabe emporgescheucht. Die Augen, welche sie auf mich geheftet, waren nicht die des Todes! O, mein Gott, ich danke Dir.“

Seine Augen strömten über von Thränen, die ihm das Herz erleichterten.

Während mehrerer Augenblicke störte Niemand das allgemeine Schweigen. Alphons brach es zuerst. —

„Könnte ich sie nicht wenigstens einmal sehen, bloß ein einziges Mal, um sie um Verzeihung anzuflehen?“

„Eure Verzeihung ist Euch gewährt, dies kann ich Euch versichern,“ antwortete der Prediger.

„Dann sagt mir aber, warum sie sich weigert, mich wieder zu sehen, und wie peinlich auch der Kampf zwischen Pflicht und Neigung sein möge, so werde ich doch nicht weiter darauf bestehen, sie zu sehen.“

„Die Ursache ihrer Weigerung ist gerecht; sie hat mir erlaubt, sie Euch zu enthüllen, und ich zweifle nicht, daß, wenn Ihr sie kennt, Ihr von Euern Bitten absehen werdet.“

„Redet, redet!“

„Fühlt Ihr Euch aber auch stark genug, eine furchtbare Geschichte zu hören, deren Umstände Euch alle auf das Innigste berühren?“

„Ja wohl, ja wohl! Das Unglück hat mich schon seit langer Zeit auf Alles bereit gemacht.“

„Ich halte es nicht für nöthig, einer Frau über einen Punkt, welcher ihren Gatten so nahe angeht, die größte Verschwiegenheit zu empfehlen,“ sagte der Prediger, indem er Lauretta ansah.

Er richtete dann die Augen auf den Grafen Byroff. Dieser verstand diese Sprache vollkommen.

„Glaubet nur, ehrwürdiger Herr,“ sagte er, „daß Alphons von dem Vater seiner Lauretta keine Indiscretion zu fürchten hat.“

Der Prediger gab durch eine Bewegung des

Kopfes seine Zufriedenheit zu erkennen und begann folgendermaßen:

„Nach dem Tode Eurer Tante, der Gattin des Grafen Fredrik von Menskilb, bewog die edelmüthige Sorgfalt, welche Eure Mutter seinen Kindern zuwendete, Euern Vater zu dem Verdachte, daß diese ihre Aufmerksamkeiten gegen die Kinder ihren Grund bloß in der Liebe zu ihrem Vater hätten.

„Ich kann für diesen unglücklichen Verdacht keinen andern Grund auffinden, als die natürliche Neigung des Grafen Alphons zur Eifersucht, und bin von der Unschuld Eurer Mutter und Eures Onkels fest überzeugt. —

„Die drei ersten Jahre, welche auf den Verlust seiner Gattin folgten, brachten dem Grafen Fredrik neuen Kummer, indem seine Kinder, eins nach dem andern, in diesem Zeitraume starben. Er vermochte nicht mehr den Anblick der Umgebungen zu ertragen, welche so grausame Erinnerungen in ihm wach riefen, und beschloß daher, zu reisen. Er ging nach Venedig. Hier machte er zufällig die Bekanntschaft einer jungen Dame, welche ihm bestimmt zu sein schien, den Verlust zu ersetzen, den er erlitten. Aber ein geiziger Vater zwang sie, ihre Hand einem Manne zu reichen, den sie nicht liebte und der sie bewog, Venedig zu verlassen. Alle Reisen, alle Nachforschungen Eures On-

Die feine Welt von Gothenburg. VI.

fels sind nicht im Stande gewesen, ihn auf die Spur des Ortes zu führen, an den sie gebracht worden.“

In diesem Augenblicke unterbrach der Prediger, der die unruhige Miene des Grafen und Lauretta's bemerkte, seine Erzählung und fragte Beide nach der Ursache einer Gemüthsbewegung, welche so lebhaft zu sein schien.

Graf Byroff erklärte sie in wenigen Worten, zur großen Ueberraschung des Predigers, der ihnen später mittheilte, daß nach der Flucht des Grafen Byroff von Venedig der Graf Arieno das Gerücht ausgeprenzt habe, sein Schwiegersohn habe den Sohn eines Senators im Duell getödtet und sei deshalb mit seiner Gemahlin nach Spanien geflohen. Die Nachforschungen des Grafen Fredrik hätten sich demzufolge auf dieses Königreich beschränkt.

Graf Byroff kannte Arieno zu gut, als daß er über diesen neuen Beweis seiner Bosheit sehr hätte erstaunen sollen. Er bat daher den Prediger, weiter zu erzählen.

„Jedes Mal,“ begann dieser Letztere wieder, indem er sich zu Alphons wendete, „jedes Mal, wo Euer Onkel nach Schweden zurückkam, lebten die Befürchtungen Eures Vaters wieder auf. Er sah seinen Bruder von einem geheimen Kummer belastet, und die fortwährende Weigerung des Grafen Fredrik, ihm die

Ursache zu enthüllen, mußte seinen Argwohn nothwendig immer höher steigern.

„Nach Verlauf einiger Jahre und nach mehreren Reisen kam Euer Onkel endlich wieder mit dem Entschlusse in sein Vaterland zurück, seine zwecklosen Nachforschungen gänzlich aufzugeben. Er zog sich in sein Haus zurück, entschlossen, fern von der Welt zu leben und sein Haus nur zu verlassen, um das Schloß seines Bruders zu besuchen.

„Jeder seiner Besuche bestärkte den Verdacht Eures Vaters, und obschon er stets zugegen war, wenn Graf Fredrik sich in der Gesellschaft seiner Gemahlin befand, so überredete er sich doch, daß zwischen ihnen ein strafbares Einverständnis herrsche. Endlich, als er nicht mehr die Qual der Ungewißheit ertragen konnte, beschloß er, seine Zweifel aufzuklären, überzeugt, daß er nicht unglücklicher werden könne, von welcher Art nun auch das Resultat der List sein möge, die er in Anwendung zu bringen beschloffen.

„Er verbreitete das Gerücht, daß eine sehr wichtige Angelegenheit ihn nach Stockholm rufe. Die Sache war sehr wahrscheinlich. Man glaubte ihm. Am Abend seiner Abreise ging er zu seinem Bruder. Er sagte, er habe ihm eine Sache von der größten Wichtigkeit zu vertrauen und bedürfe in dieser Angelegenheit seiner Hilfe. Graf Fredrik versprach sie ihm.

Euer Vater verlangte nun von ihm, er solle ihm schwören, das strengste Geheimniß zu bewahren, ehe er noch wußte, wovon die Rede sei.

„Euer Onkel machte anfangs einige Gegenvorstellungen, aber auf die wiederholten Bitten seines Bruders schwur er, Niemandem das Geheimniß zu enthüllen, welches er ihm anvertrauen würde.

„Euer Vater sagte ihm hierauf, er habe Grund, tan der Treue seiner Gemahlin zu zweifeln.

„Graf Fredrik verrieth bei dieser Mittheilung das größte Erstaunen. Euer Vater deutete dieses sehr natürliche Erstaunen ganz falsch. Graf Fredrik fragte seinen Bruder nach dem Namen des Mannes, den er für den Liebhaber seiner Gattin hielt.

„Ich kenne ihn, dies ist genug,“ antwortete Euer Vater. „Ich verlange weiter nichts von Dir, als daß Du während meiner Abwesenheit alles Mögliche aufbietet, um meiner Gemahlin Liebe zu Dir einzulösen, und daß Du mich nach meiner Rückkehr von dem Erfolge Deiner Bemühungen in Kenntniß sehest.“

„Graf Fredrik sprach sich mit Eifer und Entrüstung über eine Maßregel aus, die nach seiner Ansicht nur mißliche Folgen nach sich ziehen konnte. Sein Bruder bestand aber so hartnäckig auf seinem Verlangen, daß er endlich einwilligte, den Versuch zu unternehmen. —

„Am andern Morgen — Welch ein verhängnißvoller Tag! — verließ Euer Vater sein Schloß, nahm den alten Robert, dessen Treue er kannte, mit sich und begab sich in das Haus meiner Schwester, welche fünf Stunden nördlich von Keskild wohnte. Ich war in das Geheimniß Eures Vaters eingeweiht und hatte auf seinen Wunsch in dem Hause meiner Schwester Alles zu seinem Empfange in Stand setzen lassen.

„Ungefähr zwei Monate lang mußte Eure unglückliche Mutter die zärtlichen Aufmerksamkeiten hinnehmen, mit welchen Graf Fredrik wider seinen Willen sie überhäufte. Sie beklagte sich gegen mich wiederholt darüber. —

„Euer Onkel schrieb mehrmals an seinen Bruder. Diese Briefe enthielten weiter nichts als das Lob der Treue der Gräfin Anna. In dem letzten, den er schrieb, fügte er als einen unwiderleglichen Beweis ihrer Unschuld hinzu, daß, mit Ausnahme seiner und meiner, seit der Abreise des Schloßherrn kein Mann auf dem Schlosse empfangen worden sei.

„Diese Briefe erzeugten eine ganz andere Wirkung, als die, welche Graf Fredrik sich davon versprochen hatte.

„Der Tag, welcher Eurem Vater nach seinem eigenen Verlangen die Ueberzeugung geben sollte, ob er der Glücklichste oder der Unglücklichste aller Sterblichen

sei, brach endlich an. Robert kam, wie dies verabredet worden, in das Schloß zurück und meldete, sein Herr sei auf der Rückreise in einem Walde ermordet worden. Das Benehmen Eures Vaters während Eurer Abwesenheit bewog Eure Mutter zu dem Glauben, daß er der Mörder ihres Gemahls sei.“

„D,“ rief Alphons, „ja, ich entsinne mich dessen, sie beschuldigte ihn dieses Verbrechens. Damals war es, wo ich den Schwur that —“

„Redet jetzt nicht mehr davon,“ sagte der Prediger, ihn unterbrechend; „höret mich ruhig an, mein Sohn, bis ich Euch das Ende dieser traurigen Geschichte mitgetheilt haben werde. — Als Graf Fredrik auf dem Schlosse ankam, ließet Ihr ihn mit Eurer Mutter allein. Sie beschuldigte ihn der Ermordung seines Bruders. Er schwur, er sei unschuldig, erneuete die Bethuerungen seiner vorgeblichen Liebe und entfernte sich wieder.“

„Am andern Morgen kam er, wie Ihr Euch ganz gewiß entsinnen werdet, in das Schloß zurück. Er sprach wieder von seiner Liebe. Die Gräfin warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, nicht neue Qualen denen hinzuzufügen, die er ihr schon bereitet. In diesem Augenblicke tratet Ihr, wie Eure Mutter mit später erzählt hat, in das Zimmer.“

„Die Nacht brach ein. Ich geleitete Euern Va-

ter in sein Schloß, ohne daß Jemand ihn bemerkt hätte. Ihr werdet schon selbst voraussehen, daß er nicht geglaubt hatte, daß sein Bruder ihm die Wahrheit geschrieben habe. Alles, was er bis dahin gethan, zielte blos darauf ab, Beide zu täuschen und das gefährliche Experiment, welches er keinem Menschen anvertraut, mit einem undurchdringlichen Schleier zu bedecken.

„Mitten in der Nacht ward Eure Mutter durch ein Geräusch erschreckt, welches sie in ihrem Schlafzimmer hörte. — Sie stieß einen Schrei aus. Eine Stimme, in welcher sie die des Grafen Fredrik zu erkennen glaubte, redete sie in zärtlichem, vertraulichem Tone an. — Sie sprang schnell aus dem Bett. Die Person, deren Stimme sie gehört, kam auf sie zu und faßte sie am linken Arme. Sie griff sofort mit der rechten Hand nach einem Dolche, den sie selbst auf einen Tisch in der Nähe des Bettes gelegt, um sich gegen den Grafen Fredrik zu vertheidigen, im Falle dieser Gewalt gegen sie gebrauchen wollte, und stieß die Waffe dem, der sie am Arme gefaßt hatte, in das Herz. —

„Während der noch übrigen Nacht glaubte sie den Grafen Fredrik ermordet zu haben, aber ach, die ersten Strahlen des Tages zeigten ihr ihren in seinem Blute gebadeten Gatten! In demselben Augenblick

erinnerte sie sich des Gelübdes, welches sie Euch abverlangt. Die Verwirrung ihres Verstandes erlaubte ihr nicht, zu sehen, daß ihr Sohn sich eines Verbrechens schuldig machen würde, wenn er diesen Schwur jemals erfüllte. Die übrigen Ereignisse jenes furchtbaren Morgens kennt Ihr besser, als ich sie Euch erzählen kann.“ —

„O, mein Gott!“ rief Alphons im schmerzlichsten Tone der Verzweiflung, „bis jetzt kannte ich nicht den ganzen Umfang meines Elends! O Gott der Barmherzigkeit, verzeihe meiner unglücklichen Mutter, vergiß den Irrthum meines Vaters! — Ihr hattet Grund,“ setzte er hinzu, indem er sich zu dem Prediger wendete, „zu sagen, ich würde meiner Mutter nicht mehr ungehorsam sein sollen, sobald ich den Beweggrund ihrer Befehle kannte. Mein Ungehorsam würde das Todesurtheil für die Mutter und für den Sohn gewesen sein. O jener Schwur —“

Er konnte nicht weiter sprechen und sank befinnungslos in die Arme des Grafen Byroff.

Als er wieder zu sich kam, suchten seine Augen den Prediger.

„O, unglücklicher Alphons,“ rief er, „jetzt wähle, wenn Du kannst, zwischen Muttermord und Meineid!“ —

Er stammelte noch einige Worte, welche sein Schluchzen jedoch unverständlich machte.

„Beruhigt Euch, mein Sohn,“ sagte der Prediger; „werft Euch in die Arme der Kirche — nämlich der Kirche, deren Diener ich im Geheimen bin und der Ihr sicherlich theils dem Bekenntnisse, theils dem Herzen nach ebenfalls angehört.“

Graf Byroff gab dem Prediger mit wenigen Worten seine Freude zu erkennen, daß er so gegen alles Erwarten hier einen so fruchtbaren Boden für die Saat der römischen Kirche und so rüstige Bearbeiter desselben gefunden hatte.

„Werft Euch,“ fuhr der Prediger fort, „in die Arme der Kirche, welche auch Eure Mutter, eben so wie Eurem Onkel den Frieden wiedergegeben, den sie anderwärts vergebens gesucht haben würden. Sie wird auch Euch von Eurem furchtbaren Schwure entbinden.“ —

„O, die blutige Hand! — Ich glaube sie noch zu sehen! — Ich wollte sie umarmen, sie stieß mich zurück! —“

Er schwieg einen Augenblick, dann hob er plötzlich wieder an:

„Entsetzlich, entsetzlich! Ich habe geschworen, ihr das Leben zu nehmen, die mir es gegeben!“

Er schauderte.

„Unsinziger, der ich war, zu glauben, daß ich den Gipfelpunkt des Unglücks erreicht, ehe ich diese furchtbare Enthüllung gehört. Und selbst jetzt noch fühle ich, daß es mir noch nicht gelungen ist. — Man soll sie nicht aus meinen Armen reißen.“

Indem er diese letzten Worte aussprach, lief er auf Lauretta zu und drückte sie an sein Herz. Hierauf wendete er sich gegen den Prediger:

„Erzählt weiter, ehrwürdiger Herr, jetzt kann ich Alles hören. Meine Vernunft, meine Sinne werden künftig Alles ertragen können. Erzählt weiter, ich bitte Euch darum.“

„Meine Erzählung ist mit wenig Worten beendet,“ hob der Prediger wieder an. „Eure Mutter ließ mich schon zu einer frühen Stunde des Morgens rufen. Sie gestand mir ihr unfreiwilliges Verbrechen und dessen Folgen. Bald nachher kam Graf Fredrik auf dem Schlosse an. Ich theilte ihm die furchtbare Neuigkeit mit. Niemals habe ich einen Menschen so ergriffen gesehen. Er gestand Eurer Mutter sofort den Beweggrund seiner vermeinten Liebe zu ihr und verwünschte sich selbst, daß er das blinde Werkzeug der Eifersucht seines Bruders gewesen war.“

„Die Gräfin bat mich, sorgfältig die eigentliche Ursache von dem Tode ihres Gemahls zu verbergen und in der Welt das Gerücht von ihrem eigenen Tode

zu verbreiten. Schon seit der Rückkehr Eures Onkels aus Italien hatten sich einige fromme Väter der Gesellschaft Jesu hier eingefunden, welche zu Zeiten nach Stockholm reiseten, und sobald sie sich dort nicht mehr sicher glaubten, hierher auf dieses abgelegene Schloß zurückkehrten. Ich ward bald mit ihnen bekannt, und da ich ohnedies schon früher durch eigenes Nachdenken mich von der Unhaltbarkeit und Unzulänglichkeit unseres landesüblichen protestantischen Glaubensbekenntnisses überzeugt hatte, fiel es ihnen nicht schwer, mich für die Kirche zu gewinnen, in welcher allein das ewige Heil der Seele zu finden ist. Auch die Gräfin hatte schon vor jener furchtbaren Katastrophe vor den frommen Männern das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. —

„Das Leichenbegängniß ward begangen, als ob sie wirklich gestorben wäre. Nach dieser Ceremonie, da Ihr nicht wieder zum Vorschein kamt und Graf Fredrik die Absicht erklärt hatte, sich nach Italien in ein Kloster zu begeben und dort seine Tage zu beschließen, welchen Entschluß er auch bald ausführte, wurden die Diener entlassen und die Thore der Burg geschlossen. —

„Nach etwa einem Jahre fand sich eine kleine Gesellschaft von Leuten ein, die sich mit dem allgemein für unehrlich gehaltenen Handwerke der Falschmünzerei

befasste und um Ueberlassung einiger der unterirdischen Gewölbe des Schlosses bat, um darin ihr Gewerbe sicher vor Entdeckung betreiben zu können. Da diese Leute kein schwedisches, sondern blos englisches Geld fabricirten, wodurch einem Staate, der zu den hartnäckigsten Feinden der römischen Kirche gehört, ein bedeutender Schaden zugefügt wird, so hielten wir es sogar für unsere Pflicht, dem Wunsche dieser Leute zu entsprechen.

„Während das Leichenbegängniß Eurer Mutter vor sich ging, hatte sich dieselbe in das Zimmer zurückgezogen, zu welchem die geheime Thür des südlichen Thurmes führt.

„Ich brachte ihr alle Tage den kleinen Vorrath von Lebensmitteln, deren sie bedurfte. In der Nacht, welche auf die Räumung des Schlosses folgte, besuchte ich sie. Sie sagte mir, sie habe den Entschluß gefaßt, den Rest ihrer Tage allein in dem Schlosse zuzubringen. Ich versuchte sie von diesem Gedanken wieder abzubringen, aber sie blieb fest bei ihrem Vorsatze und alle meine Gegenvorstellungen vermochten nichts über sie, eben so wie auch die meiner ehrwürdigen Collegen, der frommen Väter Jesu, fruchtlos blieben.

„In Folge der geschickten Anordnungen des alten Robert war ein leerer Sarg mit üblichem Gepränge aus dem Walde, in welchem der Meuchelmord geschah,

hen sein sollte, nach dem Schlosse gebracht worden. Wir hatten hier im Stillen die Ueberreste Cures Waters beigelegt und in ein Gewölbe unterhalb der Kapelle gebracht. Die Gräfin verlangte, daß der Sarg wieder in die Kapelle heraufgeschafft würde, und hier verbringt sie seit dieser Zeit alle Nächte im Gebet und legt sich selbst eine freiwillige Züchtigung auf.“

„Dort habe ich sie gesehen. Sie schien mir aus dem Sarge hervorzukommen,“ rief Alphons.

„Aber das Läuten der Glocke um Mitternacht?“ sagte Graf Byroff.

„Diese Glocke wird von der Gräfin selbst geläutet, um Jedermann von dem Schlosse entfernt zu halten und den Glauben zu verbreiten, daß es von Geistern bewohnt sei, und um den beiden frommen Vätern ein Zeichen zu geben, welche abwechselnd und alle Nächte sie mit mir besuchen und am Grabe ihres Gatten ihre frommen Gebete mit den ihrigen vereinigen.“ —

„Aber Ihr waret nicht bei ihr,“ sagte Alphons, „als ich sie in der Kapelle sah.“

„Nein, wir hatten das Schloß verlassen, aber sie war zurückgeblieben, um vor dem Sarge zu beten.“

„Woher wißt Ihr das?“

„Sie hat mir selbst gesagt, daß in der Nacht, wo Ihr, wie ich jetzt weiß, in das Schloß eingedrungen

gen waret, sie einen Menschen gesehen hatte, der in der Kapelle einige Schritte vorwärts that und dann, sobald er sie gesehen, erschreckt davon eilte.“

„O, schreckliche Nacht! o, grausame Erinnerung! was habe ich gelitten!“

„Wie war es Euch denn gelungen, aus dem Schlosse wieder zu entkommen?“ fragte der Prediger. —

„Schreck und Verwirrung liehen mir die Kraft, das Fenster zu zerbrechen, welches sich am äußersten Ende des großen Hofes befindet. Durch dieses kam ich wieder heraus.“

„Graf Fredrik,“ hob der Prediger wieder an, „zog sich, wie ich schon erwähnt habe, unmittelbar nach dem verhängnißvollen Ereignisse nach Italien in ein Kloster zurück, wo er seinen Bruder nicht lange überlebte. Seit dieser Zeit hat Eure Mutter sämtliche Einkünfte des Schlosses durch die hier anwesenden frommen Väter jenem Kloster übermitteln lassen, damit dort unausgesetzt für sie gebetet werde. Ich habe sie oft dringend aufgefordert, Euch aufsuchen zu lassen und Euch in alle Eure Rechte wieder einzusetzen, aber die Verwirrung ihres Verstandes, die stets auf diesen Vorschlag folgte, erlaubte mir nicht, dabei zu beharren.“

„Gestern Morgen besuchte ich sie allein, um ihr die Vermuthungen mitzutheilen, welche durch Euern

Namen und einige Worte, die Euch entschlüpfen, in mir erweckt worden waren. Ich sagte ihr, daß ich glaubte, ihr Sohn befände sich in der Nähe des Schlosses.“

„War es nicht zwischen drei und vier Uhr, wo Ihr auf dem Schlosse waret?“ fragte Graf Byrroff.

Die bejahende Antwort des Predigers erklärte dem Grafen, weshalb er die kleine Pforte offen gefunden hatte. Pfarrer Ulmqvist fuhr fort:

„Eure Mutter, deren Verstand außerordentlich geschwächt worden, schien zu zweifeln, daß Ihr ihr so nahe wäret. Sie hat mich indessen, wenn meine Vermuthungen sich bestätigten, Euch aufzufordern, daß Ihr keinen Versuch machen solltet, sie zu sehen. Da mir die Unterredung, die ich heute Morgen mit Euch hatte, keine Zweifel übrig ließ, so begab ich mich heute Nachmittag wieder zu ihr. Gegen meine Erwartung hat sie mich mit Ruhe angehört, wozu namentlich der Umstand viel beitragen mochte, daß Ihr, wie ich ihr erzählte, durch Euren Aufenthalt im Auslande ebenfalls für die alleinseligmachende Kirche gewonnen worden wäre. Eure Mutter weinte sehr, als sie erfuhr, daß sie Euch gesehen, ohne Euch zu kennen. Sie hat mir erklärt, daß ihre Absicht sei, Euch in den Besitz aller Eurer Rechte dadurch wieder einzusehen, daß sie sofort das Schloß verläßt, und vor allen Din-

gen hat sie mir empfohlen, Euch zu sagen, wenn ich Euch von ihrer unglücklichen Geschichte in Kenntniß gesetzt haben würde, der einzige Beweis von Liebe, den sie von Euch wünsche und erwarte, sei, keinen Versuch zu machen, sie wieder zu sehen.“

Alphons hatte nicht die Kraft, zu antworten. Kaum hörte er noch die letzten Worte des Predigers. —

Dieser rieth ihm, sich Ruhe zu gönnen und die Aufregung seiner Gefühle zu beschwichtigen zu suchen. Alphons legte sich zu Bett wie ein Mensch, der kaum noch weiß was er thut.

Während der ganzen Nacht sprach er kein Wort. —

Nachdem der Prediger noch einige Worte des Trostes an die in Thränen zerfließende Lauretta gerichtet und dem Grafen Byroff gesagt, daß eine wichtige Angelegenheit ihn nöthige, sie zu verlassen, daß er aber den nächsten Morgen zu einer frühen Stunde wieder da sein werde, verließ er die Herberge, indem er Allen, die sie bewohnten, seinen Segen gab.

Die Nacht verging in düsterem Schweigen. Dasselbe ward nur durch einige Bemerkungen des Grafen und seiner Tochter über die Mittheilung des Predigers und durch die häufigen und tiefen Seufzer des bekümmerten Alphons unterbrochen.

Am nächsten Vormittage gegen zehn Uhr kam der Prediger wieder. Alphons war seit zwei Stunden in einen sanften Schlaf gefallen. Graf Byroff und der Prediger hatten reichlichen Stoff zur Unterhaltung, der noch lange nicht erschöpft war, als Lauretta eintrat und meldete, daß Alphons erwacht sei und den Prediger zu sprechen verlange.

Sie gingen in sein Zimmer hinauf.

„Ehrwürdiger Herr,“ sagte Alphons, sobald er den Prediger erblickte, „Ihr habt mir noch nicht gesagt, wo meine Mutter sich hinzubegeben gedenkt.“

„Als ich Euch gestern verließ, war sie noch im Schlosse. Heute Nacht habe ich sie nach der Stadt geleitet, von wo sie sich unverweilt nach dem nächstgelegenen Hafen begeben wird, um sich nach Deutschland einzuschiffen und von da nach Italien weiter zu reisen, um daselbst in einem Kloster, an welches sie die frommen Väter empfohlen, in Reue, Gebet und Buße ihre Tage zu beschließen.“

„Was hat sie gesagt, als sie Euch verließ? Wäre es möglich, daß sie kein Wort über mich hinzugesügt?“ —

„Sie hat mich beauftragt, Euch zu sagen, daß sie Euch ihren Segen nicht gebe, aus Furcht, Euch dadurch den Fluch des Himmels zuzuziehen. Sie empfiehlt sich Eurem Gebet und bittet Euch, zuweilen

einen Blick des Mitleids auf dieses Portrait zu werfen.“

Gleichzeitig überreichte der Prediger Alphons ein Miniaturbildniß seiner Mutter.

Alphons weilte lange mit liebendem Blicke darauf und küßte es.

„Verzeihe ihr, großer Gott!“ rief er.

Ein kleines Band war an dem Bildnisse befestigt. Er hing es um seinen Hals, so daß das Bildniß auf seiner Brust ruhte. Dann hob er wieder an:

„Hier ruhe in Frieden. Droben wirst Du einst die Ruhe finden, die Dir hier versagt war.“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Nach Verlauf von einigen Tagen waren Alphons' Gesundheitsumstände von der Art, daß er Schloß Renfeld wieder besuchen konnte. Auf Befehl des Predigers war der Sarg, in welchem sich die Ueberreste des verstorbenen Grafen befanden, wieder in die Gruft gebracht worden. Es dauerte jedoch einige Zeit, ehe Alphons sich überwinden konnte, wieder die Kapelle und das Zimmer zu betreten, wo er geschlafen, als seine Mutter ihm den geheimnißvollen Befehl gab, sich aus dem Schlosse zu entfernen.

Graf Byroff und der Prediger nahmen es über sich, die verschiedenen Instandsetzungen anzuordnen, welche die lange Verödung des Schloffes unumgänglich nothwendig gemacht hatte.

Sobald Jacques erfahren, daß Alphons endlich wieder in den Besiß seines Ranges und seiner

Güter gelangt sei, war er seiner Freude nicht mehr Herr; als ob Worte nicht genügend wären, dieselbe auszudrücken, hörte er gar nicht auf zu singen und zu tanzen.

Der Wirth hatte seit der Ankunft unserer Reisenden denselben die aufmerksamste Sorgfalt zu Theil werden lassen. Nicht so bald aber wußte er, daß er die Ehre hatte, den Erben von Schloß Renskind zu beherbergen, als seine Aufmerksamkeiten geradezu lästig wurden und den ganzen Werth verloren, den ihnen früher seine natürliche Herzengüte gab.

Die häufigen Besuche, welche der Prediger schon seit langer Zeit in seiner doppelten Eigenschaft als Geistlicher und als Arzt in dem benachbarten Dorfe machte, hatten ihm die Bekanntschaft fast sämtlicher Einwohner verschafft. Er wählte aus denselben alle Dienstleute, welche für die neue Haushaltung des jungen Grafen nothwendig waren. Er vergaß nicht, durch alle nur erdenkliche Mittel die Ueberraschung zu mindern, welche das plötzliche Erscheinen des Erben der Familie Renskind hervorgerufen hatte.

An dem Tage, an welchem Alphons endlich seinen Wohnsitz in dem Schlosse seiner Väter aufschlug, mußten sich die Falschmünzer daraus entfernen, weil es Alphons mit seinen Begriffen von Ehre durchaus nicht vereinigen konnte, ein solches unehrliches Gewerbe noch ferner in seinen Schutz zu nehmen.

Als sie abzogen, stand Jacques in einem Winkel des Hofes. Sobald sein lautes Gelächter es ihm gestattete, rief er:

„Ah, meine Freunde, Ihr trankt noch gerade zu gelegener Zeit auf die Gesundheit des Gespenstes. So Gott will, werdet Ihr nicht so bald wieder darauf trinken.“

Alphons wohnte schon seit drei Monaten auf Schloß Renfeld, und die entzückenden Scenen des häuslichen Glückes begannen ihn die Vergangenheit vergessen zu lassen, als Jacques eines Tages ganz außer Athem in das Zimmer stürzte und, zu Graf Byroff gewendet, rief:

„Ach, gnädiger Herr, welches Glück! Gott sei Dank, jetzt haben wir keine Feinde mehr auf der Welt, als meinen Onkel Perlet und die Bastille.“

Graf Byroff beeilte sich, ihn nach dem Grunde einer so außerordentlichen Freude zu fragen. Es dauerte einige Zeit, ehe Jacques wieder so weit zu Athem gekommen war, daß er antworten konnte. Endlich sagte er:

„Grunzer sitzt gegenwärtig mit seiner ganzen Bande auf der Festung.“

„Und woher weißt Du das?“ fragte ihn der Graf.

„Ich will es Euch sagen, gnädiger Herr. Ich war eben ein wenig spazieren und kehrte dabei in dem

kleinen Wirthshause ein. Während ich darin saß und mit dem Wirthe schwatzte, trat ein Reisender ein, welcher unter Anderem erzählte, daß er aus Deutschland komme, wo die Aufhebung und Verurtheilung einer großen Räuberbande, die in einem Schlosse in der Nähe von Innsbruck gehaust, großes Aufsehen machte. — Ihr könnt Euch wohl denken, gnädiger Herr, daß ich nicht wenig die Ohren spitzte.“

Graf Byrff schrieb sogleich nach Stockholm und ließ sich von dort deutsche Zeitungen schicken, aus welchen er zu seiner großen Beruhigung ersah, daß die Erzählung des Reisenden ganz richtig gewesen und sämtliche Insassen des alten Räuberschlosses zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt worden waren. Er hatte nämlich immer gefürchtet, daß es seinen ehemaligen Genossen gelingen werde, seinen jetzigen Aufenthaltsort auszukundschaften, wo er dann sicher hätte darauf rechnen können, daß an einem schönen Morgen ein Mitglied der Bande in Schloß Renskiöld erschienen wäre, um Erpressungen zu verüben.

Nach Ablauf eines Jahres beauftragte Alphons einen der nach Italien zurückkehrenden Jesuiten, sich zu erkundigen, ob Graf Arieno noch lebe. Im Fall er nicht todt wäre, hatte Alphons die Absicht, mit seiner Lauretta, welche er als die rechtmäßige und einzige Erbin der Güter des Grafen Arieno betrachtete, selbst

nach Venedig zu gehen. Er hoffte, daß ihr Großvater sie anerkennen werde; aber bald erhielt er schriftlich die traurige Kunde, daß Graf Arieno, nachdem er als Mitschuldiger eines andern Senators, welcher sich an Geldern der Republik vergriffen, verurtheilt worden, auf dem Schaffot gestorben und daß alle seine Güter zum Besten des Staates confiscirt worden seien.

Graf Byroff und seine Tochter konnten sich nicht enthalten, dem traurigen, aber wohlverdienten Loose dieses Mannes einige Thränen zu widmen.

Gräfin Anna lebte, nachdem sie nach einer beschwerlichen Reise in jenem italienischen Kloster angelangt war, nur noch wenige Wochen. Ueberzeugt, daß der Gott der Barmherzigkeit ein absichtslos begangenes Verbrechen verziehen hatte, mußte Alphons die Nachricht von einem Tode, welcher den langen Leiden seiner Mutter ein Ende machte, gewissermaßen willkommen heißen.

Einige Jahre später führte ein unvorhergesehenes Ereigniß Alphons und den Baron von Schmalau in Stockholm zusammen. Die Zeit hatte den Groll gemildert, den der Tod Theodors anfangs in dem Herzen des Barons gegen Alphons erweckt. Dieser Letztere hatte immer gewünscht, sich mit seinem edelmüthigen Gönner wieder auszuföhnen. Die Ausföhnung kam zu Stande, ohne daß der eine oder der andere zu diesem

Zwecke einen Schritt gethan hätte, wohl aber zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit.

Der Baron nahm die Einladung, welche Alphons an ihn ergehen ließ, einige Monate auf Schloß Renkild zuzubringen, an. Sein gefühlvolles Herz ward gerührt von dem Schauspiele, dessen Zeuge er war. Alphons und seine Lauretta lebten geachtet und geehrt und im Genuße des höchsten aller irdischen Güter, des häuslichen Glückes; Graf Byroff ward von seinem Schwiegersohne geachtet und von seinen Enkeln geliebt, diesen unschuldigen Kindern, welche glücklich waren, weil sie unter den Augen einer zärtlichen Mutter heranwuchsen, aber vielleicht noch glücklicher, weil sie von einem Vater erzogen wurden, der dieser wichtigen Aufgabe würdig war.

„Fürchtet, meine Kinder,“ sagte Alphons oft zu ihnen, als sie älter geworden waren, „fürchtet das Mißtrauen und die Eifersucht, denn diese erzeugen alle Verbrechen; sie sind selbst Verbrechen; sie wissen nicht, den Unschuldigen von dem Schuldigen zu unterscheiden; sie sind die Qual dessen, der sich ihnen hingiebt; sie sterben nur mit ihm, und nur zu oft erstreckt sich der Fluch, den sie herabgeschworen, bis auf die Nachwelt. Bestrebt Euch stets, mit vorurtheilsfreiem Blicke durch das Leben zu wandeln, und so unklug und unweise leichtgläubiges Vertrauen in vielen Fällen auch sein

mag, so ist es doch selten oder nie von so verderblichen Folgen begleitet, wie ungerechter Argwohn. Mißtrauen und Eifersucht sind Töchter der Hölle; die Liebe muß über sie triumphiren, denn sie ist die Tochter des Himmels.“

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

So verfloßen viele Jahre in gleichmäßiger glücklicher Ruhe, die nur zuweilen dadurch unterbrochen ward, daß die jetzt immer eifriger protestantisch werdende Staatsregierung die Schlupfwinkel des allmählig eingeschlichenen Katholicismus immer schärfer überwachen ließ.

Schon war in einigen Fällen mit der ganzen Strenge der Gesetze, welche die Verbannung eines jeden Katholiken, er mochte Ausländer oder Schwede sein, vorschreibt, vorgeschritten worden.

Nur die so abgeschiedene Lage von Schloß Rensköld hatte die Bewohner desselben bis jetzt vor den Denunciationen der überall umherschleichenden Katholikenriecher geschützt.

Dennoch hatte es Alphons schon längst für rathlich gehalten, die Jesuitenpatres, die er bei seiner Ankunft

auf dem Schlosse vorgefunden, wieder zu entfernen, wozu sich dieselben auch um so lieber verstanden, als sie recht wohl einsahen, daß die in der letzten Zeit eingetretenen politischen Zustände die Hoffnung auf Ausbreitung der katholischen Kirche in Schweden wieder in die ferne, ungewisse Zukunft hinausshoben.

So wenig die Besitzer von Schloß Renskiöld aber auch zeither von der religiösen Geseßgebung des Landes zu fürchten gehabt hatten, besonders da ihre Wohlthätigkeit und Leutseligkeit sie in der ganzen Umgegend beliebt gemacht hatte, so änderten sich doch die Verhältnisse, als der Pfarrer des Dorfes starb und ein anderer, ein protestantischer Zelot, an seine Stelle kam.

Dieser überzeugte sich bald, daß er die Schloßherrschafft durchaus nicht seiner Heerde beizählen könne, und äußerte daher auch nach kurzer Zeit gegen unsern Freund, den Gastwirth, daß er gesonnen sei, seiner vorgesezten Behörde Bericht hierüber zu erstatten und zu diesem Zwecke nur noch auf die Bestätigung gewisser Wahrnehmungen warte.

Alphons erfuhr dies von dem geschwägigen Wirthe natürlich sofort wieder und beschloß, nachdem er sich mit Lauretta und seinem Schwiegervater darüber besprochen, einen längst gehegten Vorsatz in Ausführung zu bringen, nämlich seine Besizung zu verkaufen und

für die Zukunft seinen Wohnsitz in Frankreich, Italien oder Deutschland zu nehmen.

Die Ausführung dieses Entschlusses ward durch einen Vorfall beschleunigt, welcher Jacques anfangs mit Schrecken, später aber mit hoher Freude erfüllte.

Eines Abends saß er nämlich, seiner Gewohnheit nach, vor dem Thore des Schlosses und beaufsichtigte die Kinder seines Herrn, welche sich spielend im Grase herumtummelten, als ein Mann, von verworrenem Aussehen und in armseliger, abgerissener Kleidung, den Schloßberg herauf kam und auf Jacques zuschritt.

Sobald er näher gekommen war, nahm er seinen Hut ab und bat in gebrochenem Schwedisch um ein Almosen.

Jacques blickte ihn aufmerksam an und glaubte nicht blos in der Art und Weise, wie er das Schwedische sprach, sondern auch in seinem sonstigen Gebahren einen Landsmann zu erkennen, weshalb er ihn französisch anredete.

Die Freude war auf beiden Seiten gleich groß, denn der Fremde war wirklich ein von vielen Stürmen des Schicksals umhergeschleudeter und zuletzt hierher verschlagener Franzose.

Jacques forderte ihn sogleich auf, mit in das Schloß hinein zu kommen und hier, nachdem er sich durch Speise und Trank erquickt, zu übernachten.

Wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, wie bereitwillig der Fremde diese unverhoffte Einladung annahm. Er folgte Jacques auf sein Zimmer, und nachdem er sich erst hinreichend gestärkt, hielt er es für seine Pflicht, seinem Wohlthäter seine Lebensgeschichte mitzutheilen, damit dieser erführe, mit wem er es zu thun habe.

Wir finden es angemessen, die merkwürdige Lebensgeschichte dieses Mannes, der später in ein näheres Verhältniß zu den Hauptpersonen unserer Geschichte trat, hier einzuschalten und so mitzutheilen, wie er sie, nachdem er sie Jacques kurz erzählt, später dem Grafen ausführlich vortrug.

Geschichte eines Menschenlebens.

I.

„Meine Lebensgeschichte gleicht einem Roman. Alles hängt darin von einem merkwürdigen Verhängniß ab, welches ausdrücklich die Wesen und Umstände geschaffen zu haben scheint, die es abwechselnd so schmerzlich und so angenehm, so glücklich und so unglücklich gemacht haben.

„Das Schlimmste bei dieser seltsamen Verkettung von Glück und Unglück ist, daß überall die Summe des letzteren die des ersteren um Vieles überwogen hat, was wahrscheinlich auch bis an das Ende meiner Tage so fortbauern wird.

„Da die Ereignisse, welche die Geschichte meines Lebens ausmachen, ihren ersten Grund in der den Umständen und Verhältnissen durchaus nicht angemessenen

Verheirathung meiner Eltern haben, so ist es nothwendig, daß ich vor allen Dingen diese schildere.

„Mein Vater, Sohn eines wohlhabenden Weinbauers in der Umgegend von Auperre, aber von Ideen erfüllt, die für seine bescheidene Geburt etwas zu hochfliegend waren — besonders im Hinblick auf die damals herrschenden Vorurtheile — kam auf den Einfall, das Soldatenkleid schöner zu finden, als den schlichten Bauernkittel.

„Ohne eine andere Rücksicht, als seine eigene Neigung, ohne auch nur seine Familie um Rath zu fragen, fand er es angemessen, Hacke und Spaten in den Winkel zu werfen und mit einem Reitersäbel zu vertauschen.

„So verließ er heimlich und ohne eine Wort zu sagen, die friedlichen Wohnungen der Kinder des freundlichen Bacchus, um sich in den Lagern Bellona's berühmt zu machen.

„Sein erstes Auftreten war durchaus kein unglückliches, und wenn er eben so viel Klugheit als Tapferkeit besessen hätte, so wäre er sicherlich zu demselben Grade von Ruhm und Glück gelangt, der namentlich bei dem Waffenhandwerk so Vielen beschieden worden ist.

„Frankreich führte damals Krieg mit Oesterreich; mein Vater war als gemeiner Reiter in das Regiment

Rumhain eingetreten, und schon in seinem ersten Feldzuge hatten sein Muth und seine gute Aufführung ihn zum Range eines Quartiermeisters erhoben, auf welchen das nächstfolgende Jahr der eines Sous-Lieutenants folgte.

„Dies war, wie Jeder zugeben wird, viel Glück, besonders in einer Zeit, wo der Bürger- und Bauernstand kaum nach dem Ruhme und Glanze der Waffen zu streben wagte, die, ich weiß nicht recht warum, in ihren höheren Graden einer Menge Leuten vorbehalten waren, welche ihre Geburt oft bei Ermangelung aller übrigen nöthigen Fähigkeiten zur Vertheidigung des Vaterlandes berief.

„Eine Laufbahn, die so glänzend begann, hätte, wie es scheint, auch ein glänzendes Ende haben sollen; aber das Schicksal, welches für Nichts blind ist, und das unruhige Temperament meines Vaters wußten Ordnung darein zu bringen.

„Der Krieg war zu Ende und der Friede bot meinem Vater unter anderen Unnehmlichkeiten auch die, seines Vermögens und seiner Lorbeern als Rittmeister sich zu erfreuen, was für einen schlichten Bauerssohn, der noch in der Blüthe seiner Jahre stand, gewiß ein Glück genannt werden konnte.

„Er widmete sich diesem Stücke eine Zeit lang; das eintönige Garnisonleben aber langweilte ihn bald,

und da er nur erst in weiter Ferne jene eben so ehrenvolle als vielbeneidete Belohnung sah, welche die oberste Staatsgewalt damals den kriegerischen Tugenden zuerkannte, so wollte er lieber die Bitterkeiten des Civillebens kosten, als im Müßiggange den zögernden Lohn seiner kriegerischen Verdienste erwarten.

„Während seines Dienstes hatte er sich zahlreiche und mächtige Freunde erworben; er bediente sich ihrer, um sich ein Amt beim Finanzwesen zu verschaffen, wo aber sein offener, biederer Charakter und seine angeborne Uneigennützigkeit nicht geeignet waren, ihn in eine höhere Stelle aufzücken zu lassen. Dem zu Folge blieb er auf dem Plage, auf welchen sein böser Genius ihn geführt, und aus einem hochgeehrten Kriegshelden ward und blieb er ein obscurer, namenloser Buchhalter des gerade zu jener Zeit in der größten Verachtung stehenden Fiscus.

„Indessen, da er mehrere seiner alten Bekanntschaften bewahrt hatte, so lebte er auf seinem neuen Posten ganz ehrenvoll und hatte hier auch Gelegenheit, meine Mutter kennen zu lernen und später zu heirathen.

„Diese war nicht, wie mein Vater, das Kind eines schlichten Landwirthes, sondern ein edleres Blut, wenn es dessen geben kann, floß in ihren Adern. Das altadelige Haus der Grafen von Maignac, aus welcher die feine Welt von Gothenburg. VI. 7

chem sie in gerader Linie stammte, hätte sie vor einer so unpassenden Verheirathung bewahren sollen, und Niemand hätte damals, besonders von der privilegierten Kaste, geglaubt, daß sie ihre vornehme Abkunft so weit vergessen und einen Mann ohne Namen und ohne Vermögen heirathen würde, denn jener starre Stolz, welcher die Tugend ohne Reichthum stets verachtet, wich zuweilen, um nicht zu sagen immer, dem Glanze des Reichthums, auch wenn er nicht von Tugend begleitet war.

„Die Liebe aber, welche blind ist wie das Schicksal, nur nicht so unempfindlich wie dieses, die Liebe, welche alle Stände einander nähert und alle Verschiedenheiten des Lebens ausgleicht, beharrte zu meinem Unglück darauf, diese unpassende Heirath zu Stande zu bringen, und bald hatte ich dieser abgeschmackten Thorheit, wie verständig sein wollende Leute sie nannten, sowohl meine Geburt als mein Unglück zu danken.

„Man begreift leicht, daß eine solche Verblendung, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, von einer jungen Dame von Stande, welche eine Anzahl Verwandte bei Hofe hatte, nicht geeignet war, ihr die Freundschaft ihrer Familie zu gewinnen.

„Diese Familie fühlte sich um so mehr beleidigt, als meine Mutter diese Heirath gegen den bestimmt ausgesprochenen Wunsch aller ihrer Verwandten ein-

gegangen war — eine Heirath, die auch ganz gewiß für die beiden Liebenden schlimme Folgen gehabt hätte, wenn mein Vater der lächerlichen und ungerechten Tyrannei der Verwandten seiner Gattin nicht seine einflußreichen Connerionen entgegen zu setzen gehabt hätte.

„Wenn aber diese Connerionen, indem sie ihn vor seiner eigenen Gefahr schützten, seine stolzen Feinde gewissermaßen zwangen, in ihm nur einen alten Krieger, der an und für sich Anspruch auf Achtung hatte, und ihnen an Tugend wie an Ehre gleich stand, zu sehen, so gewann ihr durch die Gewalt der Umstände zurückgehaltener Haß nur um so mehr Stärke, und die unglückliche Frucht dieser Mißheirath ward die Zielscheibe aller Rachepeile der sich auf diese Weise beleidigt glaubenden Familie.

„Endlich capitulirte man, und die Bedingungen waren, daß mein Vater sein Amt aufgeben und sich in eine Provinz zurückziehen sollte, wo einige Renten und eine ihm auszusetzende Pension ihm die Mittel verschaffen sollten, ein, wenn auch nicht verschwenderisches, doch wenigstens anständiges Leben zu führen.

„Uebrigens gedachte man ihm einen Orden zu verschaffen, und seine Kinder — wir waren mittlerweile unser drei geworden — sollten in jenen Häusern untergebracht werden, welche die rangstolze Wohlthätigkeit

gestiftet hat, um dem vermögenslosen Adel bei der Erziehung seiner Kinder unter die Arme zu greifen.

„Von allen diesen Bedingungen ging mein Vater bloß auf eine einzige ein, nämlich auf die, welche seinem Hange zur Unabhängigkeit schmeichelte. Er gab sein Amt auf und begab sich in ein kleines häßliches Städtchen, zwölf Stunden von der Hauptstadt entfernt, wo er auch später, betrauert von seinen Mitbürgern und im Genusse der allgemeinen Achtung, starb.

„Sein edler Stolz aber, der wenigstens eben so gegründet war, als der seiner Gegner, gestattete ihm nicht, auf die übrigen Bedingungen einzugehen.

„Ich glaube indessen, er wäre vollkommen berechtigt gewesen, den Lohn für seine Kriegsdienste anzunehmen, den er, wenn er auch kürzere Zeit gedient, doch ganz gewiß nicht weniger verdient hatte, als Solche, die ihn einem fünfundzwanzigjährigen Dienste in Friedenszeiten und ihrem vollen Beutel verdanken. Ebenso wollte er auch nicht zugeben, daß seine Kinder wie Edelleute erzogen würden; er hätte sich seinerseits für entehrt gehalten, wenn er Betrug hätte anwenden wollen, um ihnen einen Titel zu geben, den seine Tugenden ihnen wohl erworben hatten, der aber nach dem bestehenden Vorurtheile von dem Gesetz nicht autorisirt und noch weniger bestätigt ward.

„Der Unglückliche! er sah nicht voraus, daß die

Strenge seiner Grundsätze, indem sie den Adelstolz beleidigte, seinen Kindern eine unermessliche Quelle des Unglücks bereitete, welche auch noch den Abend seines eigenen Lebens verbitterte.

„Mein ältester Bruder und meine Schwester waren so glücklich, durch ihren Tod dem verhängnißvollen Stern zu entfliehen, der bei unserer Geburt regiert, und ich blieb allein der Gegenstand der Familienfeindschaft — einer Feindschaft, die, wie man weiß, das Vorrecht besitzt, Alles zu übertreffen, was diesen Namen trägt.

„Es dauerte jedoch einige Zeit, ehe ich das unheilvolle Ergebnis dieser Mißheirath empfinden sollte. Meine ersten Jahre führten mich auf Blumenpfaden, und das Schicksal sparte mich ohne Zweifel der Zeit auf, wo ich im Stande sein würde, das Unglück in seinem ganzen Umfange zu fühlen.

II.

„Ich ward, wie man aus dem bereits Mitgetheilten ersieht, unter sehr stürmischen Umständen geboren, und gleich bei meinem Eintritt in das Leben

schien mir Alles zu verkünden, was dieses Leben mir sein würde.

„Mein Vater war abwesend, meine Mutter hatte eine sehr schwere Niederkunft, die ihr beinahe das Leben gekostet hätte, und, als ob ich geahnt hätte, daß ich nur auf die Welt kommen sollte, um darin zu leiden, beeilte ich mich nicht, in derselben zu erscheinen.

„Am Tage nach meiner Geburt kam in dem Zimmer meiner Mutter Feuer aus, und zwar in Folge der Unvorsichtigkeit ihrer Wärterin, welche, nachdem sie sich in eine Decke gehüllt und einen Kohlentopf unter die Füße gestellt, eingeschlafen war. Meine unglückliche Mutter bekam von dem Schrecken einen bösen Zufall, der sie später nöthigte, die Ernährung ihres Sohnes einer gemietheten Brust zu überlassen und mich auf diese Weise schon in den ersten Tagen meines Lebens des Vergnügens beraubte, an der Brust zu ruhen, welche mir das Dasein gegeben.

„Einen Monat nach diesem schmerzlichen Ereigniß kommt eine meiner Tanten nach Burgund, wo wir wohnten, und findet mich, ohne mich zu kennen, am Ufer eines Flusses beinahe nackt, während ich mich, bitterlich schreiend, auf dem gefrorenen Schnee herumwälze, bis es meiner gemietheten Wärterin gefiele, mich nicht ganz erfrieren zu lassen, was mir später so theuer zu stehen gekommen ist.

„Diese Frau läßt mich, von Mitleiden gerührt, und indem sie glaubt, einer ganz unbekanntem Mutter einen Dienst zu leisten, aufheben und zu der Wärterin tragen, welche sie mit Schimpfreden empfängt und ihre Vorwürfe darüber macht, daß sie den kleinen „böartigen Balg“ sich nicht habe zu Tode schreien lassen.

„Mütter, die Ihr dieses leset, bedenket wohl, was Euch noch zu thun übrig ist, wenn Ihr einem Wesen das Leben gegeben.

„Indem mir die Natur gleich so vielen Millionen das Glück zu Theil werden ließ, das Licht der Welt zu erblicken, hatte sie mich zugleich mit einem Verstande begabt, der nur Wenigen beschieden ist. Schon in meinen frühesten Jahren zeigte ich die glücklichsten Anlagen.

„Mein Vater, ein gutmüthiger, verständiger Mann, der aus diesem Grunde, wie wohl alle Väter zu thun pflegen, mich ein wenig vergötterte, beeilte sich, meine Talente nicht unausgebildet zu lassen.

„Er gab mir Lehrer, sobald ich nur lallen konnte, und hatte die Freude, die frühzeitigsten Früchte seiner Fürsorge zu sehen.

„Mit fünf Jahren konnte ich lesen und schreiben, was wohl bei anderen Kindern selten vorkommen möchte.

„Als unvermeidliche Folge der Verblendung eines

guten Vaters in Bezug auf die keimenden Fähigkeiten seines Kindes, schadete dieser glückliche Anfang meinen künftigen Erfolgen. Mein Vater glaubte nämlich wohl zu thun, wenn er meinen Unterricht nach dem Verhältniß der Fähigkeiten, die er in mir wahrgenommen, beschleunigte; dadurch aber mißbrauchte er die Geschenke unserer gemeinsamen Mutter, und stumpfte durch vorzeitige Studien die geistigen Kräfte ab, die mich später in den Tempel des Wissens getragen haben würden.

„Auf diese Weise ist es gekommen, daß ich, trotz eines ungeheuern Gedächtnisses und einer vorherrschenden Neigung zu den Wissenschaften, doch nicht im Stande gewesen bin, mich einer einzigen gründlich zu bemeistern, denn in Folge des so eben angeführten Grundes hatte ich den andern Tag allemal wieder vergessen, was ich den Abend vorher mit unglaublicher Schnelligkeit gelernt hatte.

„Wenn ich aber gute Eigenschaften besaß, so mangelte es mir auch nicht an solchen, welche man zuweilen, aber ziemlich unpassend, schlechte nennt, und die im Grunde genommen nur die Wirkung einer größeren oder geringeren Lebhaftigkeit, einer größeren oder geringeren Offenheit des Geistes sind. Ich war schlau und gewandt, schadenfroh, leichtsinnig, und ganz besonders sehr ungehorsam.

„Alle diese Mängel betrübten meine Mutter sehr

tief. Sie bestrafte mich oft dafür auf eine Weise, die meinem Vater durchaus nicht gefiel, denn diesen bewogen alle meine Streiche bloß zum Lachen.

„Beide handelten aus einem und demselben Beweggrunde, denn Beide waren in mich vernarrt, und ich denke niemals an diese glückliche Zeit meiner Kindheit, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten.

„Gutes, Böses, Liebkosungen und Strafen folgten mit einer Schnelligkeit auf einander, die im Ganzen genommen dem Schmerze nur wenig Raum, dem Glücke aber sehr viel Zeit ließ.

„Es ist dies das unfehlbare Ergebniß einer Erziehung, welche liebende Eltern einem liebenswürdigen Kinde geben. Ich sage liebenswürdigen, und ich war es auch in der That. Ich hatte ein sehr gefühlvolles Herz, und wenn dieses verhängnißvolle und kostbare Geschenk uns im reiferen Alter die Herzen Anderer gewinnt, so macht es uns in unserer Kindheit fast zu einem Gegenstande der Anbetung.

„Endlich kam die Zeit der ernstern Erziehung heran, und nun glaubte die hochmüthige Familie meiner Mutter, es sei Zeit, ihr ganzes Ansehen aufzubieten, um mich, wie man sagte, aus dem Schlamme heraus zu ziehen und mich in eine Sphäre zu versetzen, die meiner Ahnen von mütterlicher Seite würdig wäre.

„Meine Mutter hatte einen ältern Bruder, der

mit dem Dauphin, Sohn Ludwigs XV., ganz besonders gut Freund und dessen Günstling war. Sie hatte auch noch einen zweiten Bruder, dem in Folge seiner langjährigen Kriegsdienste das Commando einer großen Festung an der Grenze Deutschlands übertragen worden war. Diese beiden Brüder machten sich die Aufgabe streitig, den armen Arouet berühmt zu machen, der sich ihres gefährlichen Schutzes gern begeben hätte.

„Man beschuldige mich hier nicht der Undankbarkeit; ihre Absichten konnten zu jener Zeit ganz gut sein, und wurden auch — wenigstens von Seiten des Höflings — nicht anders, als bis mein böser Stern mich bewog, ihre Wohlthaten zurück zu weisen, oder zu verlangen, daß sie die Art und Weise derselben änderten.

„Wenn man der Absicht meines Onkels von Pellegrin gefolgt wäre, der mich für den Kriegerstand erziehen lassen wollte, so hätte man mir ohne Zweifel viele Uebel erspart.

„Erstens hatte ich selbst Lust zu diesem Berufe, und zweitens wäre ich nicht in Opposition zu Männern gekommen, die Gewalt besaßen und die Bastille nach Belieben öffnen und schließen konnten.

„Aber man bemerkte, daß sowohl für mich als für die Familie tausenderlei Uebelstände sich ergeben würden, wenn ich mich diesem Stande widmete; man meinte, es sei möglich, daß ich in meiner Thorheit das

Geheimniß verriethe, von welchem ihre Ehre und mein Avancement abhinge, was nicht zu fürchten stand, wenn man mich der Kirche widmete.

„Dies war die Meinung meines Onkels zu Versailles — eine Meinung, welche durchschlug, und um so eher den Sieg davontragen mußte, als das empfindsame Herz meiner Mutter dadurch geschmeichelt ward, und weil mein Vater, dem es ziemlich gleich war, welchen Stand ich wählte, dafern er mich nur glücklich sähe, keine Opposition dagegen zu machen versuchte.

„Das einzige Wesen, welches man nicht um seine Meinung befragte, war das, welches gerade das größte Interesse dabei hatte, und ohne mich weiter zu fragen, ließ man mich meinen Studiercours auf dem Colleg zu Pleffis beginnen, zu welchem Zweck mir eine königliche Pension ausgesetzt ward, die mir bis zu dem Augenblicke bezahlt werden sollte, wo andere Stipendien an die Stelle derselben treten würden.

„So wandelte ich, ohne es zu ahnen, ruhig den Weg zur Größe, an dessen Ende mich der römische Purpur und alle päpstliche Ehren erwarteten, aus denen ich mir aber selbst damals nichts gemacht hätte und denen ich ganz gewiß einen Degen und eine Uniform vorgezogen haben würde, wenn man mir die Wahl anheimgegeben hätte.

„Da ich mich meinem leichtsinnigen Naturell

nach um Nichts kümmerte, ausgenommen um die Zeit und die Stunden der Erholung, so machte ich rasche Fortschritte in meinen Studien, ohne mich weiter zu fragen, was man aus mir machen könne oder wolle. Ich spielte viel, studirte sehr wenig, erzürnte meine Lehrer, ebenso wie die ganze Klasse, spielte meinen Kameraden tausend Schelmenstreiche, und trotzdem ward ich von Jedermann geliebt, was Niemanden Wunder nehmen wird, welcher bedenkt, daß ich, trotz meines Leichtsinns, ein gefühlvolles Herz besaß und sehr leicht lernte, was mir bei meiner Neigung zum Spielen sehr zu statten kam.

„Wenn meine Vorgesetzten einmal erzürnter gegen mich waren als gewöhnlich, und es sich einfallen ließen, sich bei dem Kardinal de la Roche-Aymon, meinem besondern Beschützer, zu beklagen, so fragte sie dieser gute Prälat, statt der Antwort, wer bei der letzten Prüfung den Preis davongetragen habe, und da sie darauf antworten mußten: „Arouet“, so trug Arouet den Sieg davon, und man lachte zuletzt über meine muthwilligen Streiche.

„Indessen muß ich selbst bekennen, daß einige davon wohl geeignet waren, den ganzen Schulsenat gegen mich zu empören. Die Studien durch mein Geplauder stören und die Nachtruhe in den Schlafsälen durch tausenderlei Possen unterbrechen, war für mich

etwas Alltägliches. Man mußte mich den Lehrern gegenüber sehen, und anhören, auf wie geschickte Weise ich mich von der Strafe loszumachen wußte, während die guten Pedanten mit dem Bewußtsein abziehen mußten, daß sie den Schuldigen kannten, ohne ihn jedoch erreichen zu können.

„In derartigen Collegien thun sich die Lehrer in der Regel viel auf strenge Gerechtigkeitsliebe zu Gute, aber ich stand unter mächtigem Schutze; meine Beschützer liebten mich, und wenn ich die Klagen meiner Vorgesetzten zu fürchten hatte, so hatten diese nicht weniger sich vor den meinigen in Acht zu nehmen, wenn sie die ihnen über mich zustehende Gewalt gemißbraucht hätten.

„Es gibt Umstände im Leben, die auf den ersten Blick gar Nichts zu sein scheinen, und die oft auf das Glück oder Unglück unseres Lebens mehr Einfluß äußern, als man glaubt. Unter diese Zahl kann ich dreist den Zufall rechnen, welcher mir die Bekanntschaft des berühmten J. J. Rousseau verschaffte.

„Ich war an den Blattern erkrankt, und um die weitere Verbreitung dieser gefährlichen Krankheit in dem Colleg zu verhindern, brachte man mich in die Stadt zu einer Krankenwärterin bis zu meiner vollkommenen Genesung.

„Während meiner Reconvalescenz machte ich die

Bekanntschaft eines gewissen Mousson, der sich aus demselben Anlasse hier befand. Unsere Wärterin erlaubte uns, im Luxembourg oder auf den Boulevards spazieren zu gehen; Schüler aber finden ein erlaubtes Vergnügen selten sehr zusagend, und wir gingen daher oft überall anders hin, nur nicht nach den uns angewiesenen Orten.

„Eines Tages, als Mousson mich mit in das Palais Royal gelockt hatte, forderte er mich auf dem Rückwege auf, mit in die Rue Platrière zu kommen, um einen Freund zu besuchen, der, wie er sagte, ihm sehr wohlwolle, und dessen Bekanntschaft mir ebenfalls nicht unangenehm sein würde.

„Ich fragte, wie der Freund hiesse, und er sagte, er hiesse Rousseau. Wir machten uns nun zusammen auf den Weg, um diesen guten Freund zu sehen. Als wir in dem Hause ankamen, fanden wir eine ziemlich schlecht gekleidete Frau, welche uns mit mürrischer Miene die Thür öffnete, was mir durchaus nicht gefallen wollte. Ich versprach mir nicht viel Gutes von meinem Besuche, irrte mich aber.

„Diese Frau, die mir so mißfallen hatte, war Madame Rousseau. Sie ließ uns in das Zimmer ihres Gemahls eintreten, welchem Mousson um den Hals fiel, indem er zugleich auf mich zeigte.

„Ich war noch sehr jung, meine Gesichtszüge waren außerordentlich sanft, sie gefielen Rousseau, der

mich mit Liebkosungen überhäufte und mir obendrein eine Hand voll Bonbons schenkte, was ihm nothwendig mein Herz gewinnen mußte; nicht als ob ich ein Näscher gewesen wäre, sondern weil man mich mit meinem gefühlvollen Herzen durch Wohlthaten stets hat führen können, wohin man gewollt hat, und ganz gewiß, wenn man anstatt der Lettres de cachet dieses Mittel angewendet hätte, um mein Schicksal zu lenken, so hätte man mir viele Schmerzen erspart.

III.

„Ich verließ Rousseau ganz entzückt von seiner Freundlichkeit. Er hatte mich eingeladen, ihn bald wieder zu besuchen, und man kann sich leicht denken, daß ich nicht verfehlte, dieser Einladung nachzukommen. So vergingen während der zwei Monate, die ich noch bei meiner Krankenkammerin zubrachte, nicht zwei Tage hintereinander, ohne daß wir einmal unsern guten Freund aufsuchten. Er führte uns spazieren, traktirte uns mit Obst und zuweilen mit Milch und führte uns dann ruhig wieder nach Hause. Ich kann versichern, daß man in diesen Augenblicken des reinsten Genusses ohne

Uebertreibung hätte sagen können, daß es in Paris drei glückliche Menschen gebe.

„Unmerklich schloß ich mich immer näher an Rousseau an, welcher ebenfalls Freundschaft zu mir faßte. Schelmerei schließt nicht Sanftheit des Charakters aus, und Sanftheit ist gewöhnlich die Begleiterin gefühlvoller Gemüther; die unsrigen näherten sich einander, obschon wir dem Alter nach sehr ungleich waren.

„Wer jenen sonderbaren Mann jemals studirt und vorurtheilsfrei betrachtet hat, wird leicht einsehen, daß es so sein mußte.

„Ich habe Rousseau sehr gut gekannt, in einem Alter, wo ich ihn als Philosophen noch nicht zu schätzen verstand, wo aber das Herz sich selten täuscht, wenn es sich um Gefühle handelt. Uebrigens kannte ich ihn nicht anders, und er war für mich nichts als Rousseau, und nicht Jean Jacques. Ich sah in ihm blos einen guten Freund, der mir Unterricht in der Tugend und in allen menschlich edlen Gefühlen gab.

„Es war dies etwas ganz Anderes, als was ich im Colleg zu erfahren hatte, wo ich anstatt Bonbons und Liebkosungen nichts sah, als harte Bänke und Strafarbeiten.

„Es dauerte auch nicht lange, so begann ich Mißfallen an meinen Pedanten zu finden und sie nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen. Nach meiner Ge-

nesung trat ich wieder in die Klasse ein, hörte aber deswegen nicht auf, meinen alten Freund so oft zu besuchen, als ich Erlaubniß zum Ausgehen bekommen konnte. —

„Vor dieser Zeit war ich gewohnt, diese Ausgehstage bei einer Schwester meiner Mutter zuzubringen, einer alten Betschwester von Profession, gleich allen vornehmen Fräuleins, die nicht reich oder nicht schön genug gewesen sind, um in ihrer Jugend eine gute Partie zu machen.

„Jetzt wußte ich immer einen Vorwand ausfindig zu machen, um mich bald wieder aus ihrem Hause zu entfernen und mit dem Manne spazieren zu gehen, zu dem mein Herz mich hinzog.

„Aber als ob es so bestimmt wäre, daß Alles, was ich Gutes thäte, zu meinem Nachtheil ausschlagen müßte, bildete meine Tante sich auf einmal ein, ich verliesse sie blos so bald, um in die Comödie zu gehen. Grund zu Argwohn haben, heißt bei einer Betschwester so viel als überzeugt sein. Sie hatte mich zuweilen Melodien aus einer damals beliebten Oper trällern hören, welche einer meiner Kameraden, der mich in der Musik unterrichtete, mich gelehrt hatte — folglich war ich in der Oper gewesen — folglich war ich ein Freigeist und Wüßling — folglich rannte ich blindlings in

mein Verderben und folglich mußte sie dieser drohenden Gefahr so rasch als möglich vorbeugen.

„Das beste Mittel, mich davor zu bewahren, bestand nach ihrer Meinung darin, daß sie mich bei Allen anschwärzte, von denen ich abhängig war und mich vor der ewigen Verdammniß dadurch schützte, daß sie mich in eine Lage brachte, in der es kein Wunder gewesen wäre, wenn ich mich selbst dem Teufel überantwortet hätte. —

„Von dieser Art ist die erhabene Logik der Scheinheiligen. Für dies Mal äußerten jedoch ihre Bemühungen noch nicht die gewünschte Wirkung, denn meine Vorgesetzten legten auf die von ihr erstattete Anzeige kein Gewicht und ertheilten mir nach wie vor die Erlaubniß zum Ausgehen.

„Ich hatte davon bloß den Vortheil, daß ich, um mich der Gefahr des Argwohns zu entziehen, nur noch sehr selten zu meiner Tante ging. Ich bemühte mich dabei fortwährend, meine freien Tage mit denen Mousson's, der auf dem Colleg des Grassins war, in Uebereinstimmung zu bringen, und wir gingen dann mit einander zu Rousseau, nachdem wir gemeinschaftlich bei Lecoeur gespeist hatten.

„Einige Zeit darauf verlor ich Mousson und habe seitdem nichts wieder von ihm gehört. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Lehren des Philosophen von

Genß nicht denselben Eindruck auf ihn gemacht haben mögen, wie auf mich.

„Jedoch, er besaß ein ehrliches und liebendes Gemüth und auch er wird sich nicht des Zaubers haben erwehren können, von welchem die Neben unseres gemeinschaftlichen Freundes begleitet waren, und es ist oft ein großes Unglück, die Bildung des Gemüthes durch einen solchen Lehrer zu erhalten.

„Uebrigens thun die Umstände Alles, und wahrscheinlich wird dieser liebenswürdige Gefährte meiner Kindheit nicht dieselben Gelegenheiten gehabt haben, die seinige auf die Probe zu stellen.

„Ich unterließ nicht, die Bekanntschaft zu benutzen, die er mir verschafft, und so lange es mir möglich war, setzte ich meine Besuche bei diesem interessanten Manne fort.

„Ich habe nur gute Lehren und heilsame Rathschläge von ihm erhalten und, ohne es zu wissen, den besten Moralcursus bei ihm gehört. Ich habe oft später über das Benehmen nachgedacht, was dieser so kritische Philosoph gegen mich beobachtete, der ich nicht wußte, für was er in der Welt angesehen ward. Ich habe immer in ihm einen wahrhaften Freund der Tugend und ein ehrliches Gemüth erkannt, welches vielleicht weiter keinen wirklichen Fehler hatte als den, eine Voll-

Kommenheit zu wollen, welche das menschliche Herz nicht erreichen kann.

„Uebrigens wissen vernünftige Leute recht wohl, daß das Urtheil, welches man über berühmte Menschen fällt, immer übertrieben ist. Ich glaube, ohne gerade mich zum Vertheidiger dieses Mannes aufwerfen zu wollen, daß man seinen bittersten Verläumdern keine andere Antwort zu geben braucht, als die, welche der Stifter der christlichen Religion dem Ankläger der Ehebrecherin gab: „Der, welcher unter Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie.“

„Ich habe gesagt, daß dieser Umstand meines Lebens einen großen Einfluß auf die übrigen äußerte. Es konnte dies auch nicht anders sein. Ich hatte mit Rousseau gelernt, nur den Trieben meines Herzens zu folgen; mein Herz hatte sich gewissermaßen nach dem einigen gebildet; daraus folgte nothwendig, daß ich nur das gutfinden konnte, was auch wirklich gut war, und da nur die Erfahrung des Alters uns überzeugen kann, daß wir, wenn wir unsern wahren Vortheil richtig in's Auge fassen wollen, die Delikatesse nicht zu weit treiben dürfen, so war es, so lange ich diese Erfahrung nicht besaß, unvermeidlich, daß ich enorme Fehler machte, auf welche Unannehmlichkeiten und Unfälle folgten, die mit der sie veranlassenden Ursache im Verhältniß standen.

„Der erste meiner Fehler, wenn es einer war, hatte

seinen Grund in der Liebe, der ich noch mehrere vorzuwerfen habe, aber dieser erste hatte ernstere Folgen deshalb, weil er mich mit mir selbst bekannt machte und weil ich durch ihn wahrhaft zu fühlen und folglich auch wahrhaft zu leiden begann.

„Ich ging jeden Herbst, die Ferien in Cendres zuzubringen, wo mein Vater wohnte. Nicht weit von dieser Stadt befand sich ein sehr angenehm liegendes Schloß, die gewöhnliche Wohnung eines Geldmenschen, welcher klug genug, den Ehrgeiz nicht zu weit zu treiben, an diesem reizenden Aufenthaltsorte ruhig die Frucht der Arbeiten seiner Jugend genoß.

„Monsieur Bermond hatte, als kluger Epikuräer, beschlossen, hier in diesem stillen Asyl seine Tage zu beschließen, wo die Freuden, die gewöhnlichen Begleiterinnen des Reichthums, unter seinen Tritten zu sprießen schienen.

„Er war so glücklich gewesen, seine Kinder vortheilhaft zu verheirathen, und hatte nur noch seine älteste Tochter bei sich, die Witwe des Grafen von Pessange, der vor Kurzem ohne Kinder gestorben war.

„Diese Frau, welche die Herzensgüte selbst war, hatte, da sie selbst keine Erben geboren, eine natürliche Tochter ihres verstorbenen Gatten angenommen und zwar aus dem Grunde, weil dieses Kind ihm ähnlich sah — ein überzeugender Beweis von einem vortreffli-

chen Charakter und einem wohlthätigen Herzen, welches die Liebe mir ohne Zweifel zum Beschützer bestimmt hatte, welches aber das Schicksal mir rauben sollte, eben so wie alle andere Gelegenheiten, wo sich mir das Glück unter glücklichen Auspizien dargeboten hat.

„Ich will hier keine Lobrede auf die Schönheit Rosaliens — so hieß die Adoptivtochter der Gräfin — halten. Ich habe sie geliebt, wie man zum ersten Male liebt, und habe sie nicht anders sünden können, als schön.

„Uebrigens war sie fünfzehn Jahre alt, blond, hatte schönes Haar, einen vortrefflichen Wuchs, eine feine Gesichtsfarbe und Augen, deren Ausdruck ich besser kannte, als die Farbe.

„Aber was meine Neigung rechtfertigen konnte, wenn in einem Alter von sechszehn Jahren — dies war das meine — eine solche Neigung einer Rechtfertigung bedarf, war der Umstand, daß ihr Gemüth und ihre moralischen Eigenschaften, die sie ohne Zweifel von ihrer hochgebildeten Adoptivmutter empfangen, die Reize ihrer Schönheit und Jugendfrische noch bei Weitem übertrafen. —

„Aber wenn auch diese Leidenschaft übel angebracht und durch nichts entschuldigt worden wäre, so glaube ich, daß sie dennoch für mich unvermeidlich gewesen wäre. Die Gräfin von Pessange, welche ihren Vater eben so

so sehr liebte, als ihre Rosalie, war unermüdetlich, sie beide so glücklich zu machen, als in ihren Kräften stand.

„Es war auf Schloß Corville fortwährend eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die theils aus Verwandten Bermonds bestand, theils aus dem Adel und dem Bürgerstande der Umgegend und durch die mannichfachsten Vergnügungen unaufhörlich hierher gelockt ward. —

„Die Ferienzeit war ganz besonders die glänzendste. Man spielte zwei oder drei Mal wöchentlich Komödie, und zuweilen kleine Opern, wenn sich genug Dilettanten zusammenfanden, um ein leidliches Orchester zu Stande zu bringen.

„Ich hatte eine sehr hübsche Stimme, Rosalie eine sehr melodische. Sie war in der Musik sehr gut unterrichtet und ich wenigstens nicht ganz unerfahren. Dies war mehr als es bedurfte, um uns ein wenig näher zu bringen.

„Mein Vater, der überhaupt nie sehr ängstlich war, widersezte sich dieser Unterhaltung, die er sehr nach seinem Geschmack fand, nicht im Mindesten, und Madame de Pessange war ihrerseits ganz entzückt, einen jungen Seminaristen die Liebhaberrollen spielen lassen zu können.

„Der Pfarrer des Ortes, der allein ein Hinderniß hätte bereiten können, war ein Bonvivant, der in

seiner Jugend auch die Freuden des Lebens gekostet hatte und die, welche jetzt jung waren, nicht um das unschuldige Glück beneidete, sich ohne Furcht zu vergnügen.

„Wenn dann und wann einige fromme Seelen ihm bemerklich machten, daß dies Alles für einen jungen für die Kirche bestimmten Mann gefährlich werden könne, so antwortete er:

„Ich bin es ja selbst, der die Proben leitet und den Acteurs beim Ankleiden behülflich ist.“

„Auch erlaubte sich Niemand ein tadelndes Wort hierüber auszusprechen, und überdies freueten sich Alle selbst, diesen Unterhaltungen beiwohnen zu dürfen, weshalb sie sich auch wohl hüteten, denselben irgendwo ein Hinderniß in den Weg zu legen.

„Mancher, der ohne Furcht vor der Hölle sich nicht getraut hätte, im großen Theater zu Paris Potheuckt zu sehen, kam in voller Gewissenssicherheit hierher, um Bastien und Bastienne zu sehen, die von einem Abbé und einem jungen Mädchen von fünfzehn Jahren gespielt wurden.“

IV.

„Es war während des ersten Semesters meines philosophischen Cursus, wo ich die liebenswürdige Adop-tivtochter der Frau von Vessange zum ersten Male sah. Kaum waren es zwei Monate, seitdem sie aus dem Kloster gekommen, in welches sie nicht mehr zurückkehren sollte, weil die Gräfin ihre Erziehung selbst beenden wollte.

„Das Fest der Himmelfahrt war gleichzeitig das Kirchweihfest des Dctes und der Namenstag der Gräfin; folglich war auf Corville große Gala.

„Ich war den Abend vorher erst in Cendres angekommen und konnte diesen Tag nicht spielen. Nach der Vesper aber versammelte sich die Gesellschaft im Schlosse, wo Alles ein glänzendes Fest verkündete.

„Ich begab mich ebenfalls hin wie die Andern, um Theil an diesem Vergnügen zu nehmen. Der Pfarrer, mein Vater und ich gingen bis zur Stunde, wo das Schauspiel beginnen sollte, in den Gärten spazieren, die sehr schön und mit den prachtvollsten Fontainen, die man sehen kann, geschmückt waren. Von hier gingen wir dann in den Schauspielsaal, wo man die Sagg Heinrichs IV. und „la clochette“ gab.

„Das erste Stück amüßte mich sehr, aber nicht so war es mit dem zweiten.

„Ich muß hierbei bemerken, daß ich wenige Tage vorher in Paris das Theater besucht, wo die berühmte Luzzi einen lebhaften Eindruck auf mich gemacht hatte.

„Ich weiß nicht, ob es wirklich eine Aehnlichkeit war, oder ob die ersten Regungen meines Herzens mich täuschten, aber als ich endlich Rosalien auf der Scene erscheinen sah, glaubte ich, dieselben Züge, dieselbe Haltung und dieselben Manieren wieder zu finden — mit Einem Worte, ich verlor in einem einzigen Augenblicke den Kopf und die Ruhe.

„Ich wäre sehr in Verlegenheit gekommen, wenn ich, als das Stück aus war, meine Meinung darüber hätte sagen sollen. Ich hatte nur die Actrice gesehen und war wirklich von einer Art Wahnsinn befangen, als der Vorhang fiel.

„Die Sache ward noch viel schlimmer, als nach diesem Divertissement mein Vater mit der Gesellschaft in den Salon trat, um die Geberin des Festes zu begrüßen. Frau von Vessange ergriff mich sogleich bei der Hand, stellte mich Rosalien vor und sagte zu ihr in einem Tone, der mir vollends den Verstand raubte:

„„Hier, liebes Kind, ist der Liebhaber, von dem ich Dir gesagt habe; macht Euch mit einander bekannt; ganz gewiß wird er Dir viel besser zusagen, als dieser Kölpel, der Hardouin.““

„Hardouin war der Sohn des Schließers, wenig-

stens zehn Jahre älter und zehn Zoll größer als ich, und hatte ein eben so langes Gesicht, als einen kurzen Verstand. Später hat er uns oft viel zu schaffen gemacht, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er für diese liebenswürdige Waise eine sehr annehmbare Partie sei.

„Nachdem die Gräfin jene wenigen Worte gesprochen, ohne zu ahnen, daß in denselben so viel Wahrheit lag, ließ sie mich bei meiner Göttin, für die mein Herz schon brannte, ohne es zu wissen, und gewiß, wenn ich das Glück hatte, einen zärtlichen Eindruck auf das Herz Rosaliens zu machen, so geschah es ganz gewiß nicht durch meinen Geist, denn ich glaube nicht, daß jemals ein Mensch alberner ausgesehen hat, als ich ihr in diesem Augenblicke erscheinen mußte.

„Ich war so bestürzt und verblüfft, daß ich kein einziges Wort hervorbringen konnte, und retirirte mich hinter eine ehrfurchtsvolle, aber sehr schüchtern ausgeführte Verbeugung. Zum Glück für mich hatte die Liebe ihre Binde um Rosaliens Augen geschlungen, und übrigens war die Vorstellung durch ihre Mutter hinreichend gewesen, jeden Gedanken zu meinem Nachtheil augenblicklich zu zerstreuen.

„Sie forderte mich auf, neben ihr Platz zu nehmen und begann sofort ein Gespräch über die Musik

und die Theaterstücke, die wir zusammen spielen könnten.

„Ich hörte sie aufmerksam an, ohne sie zu unterbrechen; ich konnte auch kaum etwas Besseres thun, denn ich verstand von allem Diesem sehr wenig. Sie besaß schon gesellige Bildung, von der ich noch gar nichts wußte; sie besaß unendlich viel Geist und Wiß, und ich fühlte wohl, daß ich nichts Besseres thun könne, als ihn glänzen zu lassen oder, besser gesagt, ich fühlte nichts Anderes als das Vergnügen, sie anzuhören. Ihre Stimme bewegte alle meine Sinne, und ich erlaubte mir bloß von Zeit zu Zeit die Augen emporheben, die ich sehr schnell wieder senkte, sobald sie den ihrigen begegneten.

„Der Abend verging mir sehr rasch. Endlich kam die Stunde des Soupers, mein Vater ward dazu eingeladen und die ganze Gesellschaft war schon aufgestanden und fortgegangen, während der Herr Abbé immer noch auf seinem Stuhle saß.

„Rosalie rüttelte mich bald aus meiner Lethargie auf, indem sie gutmüthig ihre hübsche Hand auf die meinige legte, die ich sofort erzittern fühlte, aber wie erzittern! Ich führte sie nichts desto weniger in den Speisesalon, wo Frau von Vessange uns trennte, zum Stück für mich, denn ich befand mich wirklich in einem sehr beklagenwerthen Zustande.

„Man setzte mich Rosalien gegenüber. Ich weiß nicht, ob es absichtlich geschah, aber mein Magen gewann nichts dabei, denn ich rührte fast nichts an, ausgenommen einen Zwieback, den mir Rosalie bot und der mir dem Ambrosia des Olymps vorzuziehen zu sein schien. —

„Nach dem Souper ging man in den Ballsaal, wo ich gern Rosalien hätte tanzen sehen; aber mein Vater war der Meinung, daß es für einen jungen Diener des Altars Zeit sei, sich zu entfernen, und indem er den Augenblick benutzte, wo Jeder sich zum Dableiben oder Fortgehen entschloß, schlug er den Weg nach der Stadt ein, wohin ich ihm mechanisch folgte, indem ich auf Alles, was er mir sagte, mit Ja oder Nein, oft ganz verkehrt antwortete. Er hielt dies ohne Zweifel für eine Wirkung des Schlafes, der sich seiner bemächtigte, weil er nicht mehr verliebt war und der mich floh, weil ich anfing, es zu sein.

„Man liebt nicht zwei Mal im Leben, wie man das erste Mal geliebt hat. Dieses wonnige Gefühl nimmt unser ganzes Sein in Anspruch; es ist ein Rausch, den man nicht schildern kann; man duldet Qualen und Schmerz und dennoch empfindet man Vergnügen; jeder Augenblick ist ein Schritt dem Glück entgegen oder vielmehr, er ist das Glück selbst. Man wünscht nicht, man genießt. Die noch keusche Phant-

tasie führt unserm Geiste keinen Gegenstand als wünschenswerth vor, der über das hinausginge, was wir empfinden, und es scheint, als gebe es keine andere Glückseligkeit als die, bei dem Gegenstande unserer Liebe zu sein. —

„Von dieser Art war der Zustand, in welchem ich diese Nacht verbrachte. Sie war lang durch den Mangel an Schlaf, aber wonnig durch die Empfindungen, die sie mir in nie geahnter Fülle und Stärke bereitete.

„Rosaliens Bild verließ mich eben so wenig als die Schlaflosigkeit, die dadurch herbeigeführt worden, und ich stand in der süßen Hoffnung auf die Wirklichkeit wieder von meinem Lager auf.

„Mein Vater war liebenswürdig und gut, aber in Bezug auf den Sittenpunkt sehr streng, und meine Lebensweise war während der Ferien ziemlich eintönig, weil es mir nicht frei stand, überall hinzugehen.

„Meine Gesellschaft beschränkte sich auf einige intime Freunde meiner Eltern, und das, was mein Vater in Corville als ein anständiges Vergnügen betrachtete, würde er in jedem andern Hause als bei Frau von Pefange oder bei dem Pfarrer, seinem Freunde, unbedingt verdammt haben.

„Meine Erholung war die Bibliothek, und bis zu dem Augenblicke, wo ich Rosalien oder, wenn man will, die Liebe — was einerlei ist — kennen lernte, war die-

ses Mittel zur Unterhaltung für mich hinreichend, besonders da ich die Lectüre leidenschaftlich liebte. Den Vormittag brachte ich mit Lesen zu, und die Abende gewöhnlich auf dem Schlosse oder bei dem Pfarrer von Corville.

„Aber wie lang erschienen mir die Vormittage nach jenem verhängnißvollen Abend! Der des nächstfolgenden Tages besonders schien mir eine Ewigkeit zu sein. Kaum hatte ich zu Mittag gegessen, als ich nach Corville eilte, wo ich ein wenig überrascht ward, als ich bei dem Pfarrer noch Alles bei Tische fand. Ich sprach nämlich bei diesem zuerst ein, denn ich wagte nicht sofort auf's Schloß zu gehen, gleichsam als ob ich gefürchtet hätte, dem Gegenstande zu begegnen, den ich doch so eifrig dort zu sehen wünschte.

„Der außerordentlich joviale Pfarrer zog mich scherzend während meines Zwiesgesprächs auf, pries mein Stück und Rosaliens Reize, gegen welche er, glaube ich, selbst nicht unempfindlich gewesen wäre, wenn er einige Jahre weniger gezählt hätte. Diese Scherzworte schienen ihn um so mehr zu belustigen, als er leicht bemerken konnte, daß ich dadurch verlegen ward.

„Ein Glas Likör, welches mir angeboten ward, gab mir meine Fassung wieder, und ich hörte mit Freuden, daß die Gräfin und Rosalie diesen Abend einen Besuch im Pfarrhause abstatten würden, und ich zitterte an al-

len Gliedern, als ich sie eintreten sah. Man schlug ein Kartenspiel vor, ich zählte die Theilnehmer und sah mit unaussprechlicher Freude, daß Rosalie und ich überzählig waren. Aber ich war deswegen nicht glücklicher, denn Frau von Pessange ließ ihre Pflgetochter neben sich Platz nehmen und ich, schüchtern und ohne gesellschaftliche Routine, verstand nicht diesen Umstand zu benutzen, um der Gräfin den Hof zu machen und mir dadurch den Weg zur Unterhaltung mit Rosalien zu bahnen.

„Als die Spielpartie zu Ende war, schlug man einen Spaziergang vor. Dieser war mir aber nicht günstiger; ich wagte nicht meine Göttin anzureden und diese verließ wiederum nicht die Seite ihrer Mutter.

„Endlich, nachdem ich viel gelitten, rief mich ein Wort der Frau von Pessange in's Leben zurück. Man nahm Abschied.

„„Apropos, Herr Abbé,““ sagte sie, „„wir haben morgen auf dem Schlosse eine Versammlung wegen Anordnung eines kleinen Festes; würdet Ihr wohl uns die Ehre erzeigen, Euch ebenfalls mit einzufinden?““

„Eine tiefe Verneigung war meine Antwort. Ich war zu verblüfft über diese Anrede, um eine andere Antwort darauf geben zu können.

„„Gut,““ sagte der Pfarrer, „„die Sache läßt sich noch besser einrichten. Herr Vermond und ich haben

mit einander verabredet, morgen an den großen Kanal fischen zu gehen; Arouet wird bei mir frühstücken und dann den ganzen Tag über zu Euern Befehlen stehen, gnädige Frau.“

„Wenn dem so ist,“ entgegnete die Gräfin, „so müssen wir ihm die doppelte Reise ersparen. Ich werde nach Cendres schicken und sagen lassen, daß er diese Nacht auf dem Schlosse schlafen wird.“

„Alles Dies arrangirte sich, wie man sieht, ohne daß ich ein Wort dazu zu sagen brauchte, aber nicht ohne daß mein Herz von der innigsten Freude erfüllt ward. Ich sollte also die Nacht in Corville zubringen, folglich mit Rosalien zu Abend speisen, sie nicht eher als bis zur Zeit des Schlafengehens verlassen, um sie den andern Morgen beim Erwachen wieder zu sehen, um mich erst den Abend von ihr zu trennen!

„Und vielleicht —! wie wanderte meine Phantasie von Vielleicht zu Vielleicht! wie glücklich glaubte ich mich und wie glücklich war ich auch in der That! Gefühlvolle Seelen! liebende Herzen! nur ihr könnt beurtheilen, was ich in diesen wonnigen Augenblicken empfand. Die Sehnsucht nach einem Gute, welches man sicher ist, zu erlangen, ist ein tausendmal höheres und vollkommeneres Glück, als der Genuß selbst.

„Ich empfand dies an diesem Abende, und ein
Die feine Welt von Gothenburg. VI. 9

friedlicher Schlaf, die Frucht der Zufriedenheit, gab in der darauf folgenden Nacht meinen aufgeregten Sinnen die Ruhe, der sie so sehr bedurften, wieder.“

V.

„Raum war es Tag, so war ich schon auf dem Beinen und erwartete nicht mit Unruhe, wohl aber mit Ungebuld den Augenblick, wo ich Rosalien wiedersehen sollte.

„Dieser glückliche Augenblick kam endlich, und — was ich nicht zu hoffen gewagt — die Gräfin schloß sich aus Gefälligkeit mit ihrer Tochter den Fischern an, so daß ich das Vergnügen hatte, sie keinen Augenblick zu verlassen.

„Dieser Tag war mir in mehr als einer Hinsicht nützlich. Außer dem Vortheil, in der Nähe der Person zu sein, die ich anbetete, genoß ich auch den, einen Theil meiner Schüchternheit zu verlieren, und zu bemerken, daß ich weder Frau von P. ffange noch Rosalien mißfiel.

„Sie war die Erste, welche mich ermutigte, und durch tausend kleine Winke, die ich von ihr erhielt, lernte

ich während dieses Vormittags mehr als ein ganzes Jahr von Vorschriften und Unterweisungen mich hätten lehren können.

„Uebrigens fühlte ich mich durch die außerordentliche Liebenswürdigkeit, welche die Gräfin charakterisirte, gleich vom ersten Augenblicke an zu ihr hingezogen, und ich beschäftigte mich von nun an bloß noch mit der Sorge, mir auch ihre Liebe zu erwerben, was sehr natürlich und für mich von großem Vortheile war.

„Nach Tische vertheilte man die Rollen zu dem bevorstehenden Feste. Man denke sich meine Freude! Ich sollte nun zehn Tage hinter einander Rosalien sehen, mit ihr ohne Rückhalt sprechen und, was noch mehr ist, mit ihr die Rolle eines Liebhabers einstudiren!

„Dies läßt sich nicht mit Worten aussprechen, wohl aber fühlen. Frau von Pessange empfahl mir Sorgfalt und Genauigkeit, Rosalie verlangte Schnelligkeit, und die Liebe dictirte mir die Antwort.

„Mit Ausnahme der eingelegten Gesangspartie wußte ich meine Rolle noch vor dem Schlafengehen auswendig, und der folgende Tag sah mich triumphirend und stolzer auf die Leistung meines Gedächtnisses auf Schloß Corville ankommen, als ob ich dadurch einen academischen Preis errungen hätte.

„Einen Preis wollte ich allerdings dadurch erringen, aber von ganz anderer und köstlicherer Art. Man

schien mir meine Thätigkeit Dank zu wissen und ich war so dreist, die Ehre dafür auf Rechnung der Gräfin und ihrer an mich ergangenen Aufforderung zu bringen, was Rosalien so sehr gefiel, daß ich ihren Beifall in ihren Blicken las.

„Sie besaß jene Unschuld, die man nur in diesem Alter besitzt, und sah sicherlich nichts Gefährliches, noch weit weniger aber etwas Unrechtes darin, wenn sie mich das Vergnügen bemerken ließ, welches ich ihr bereitete.

„Dieses Vergnügen wuchs mit jedem Tage, und bis zu dem Augenblicke, wo ich öffentlich in meiner Rolle auftreten sollte, hatte ich die Freude, es mir von ihr ganz naiv sagen zu hören.

„Freilich ist nicht zu verkennen, daß Niemand gelehriger sein konnte als ich. Frau von Pessange überhörte uns, Rosalie studirte mir die Gesangspartie ein und ich machte mit Willen immer den oder jenen Fehler, damit die Lection nur desto länger dauern möchte.

„Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß ich meine Rolle gut spielte. Wenn sie nicht so wiedergegeben ward, wie sie vielleicht ein erfahrener Acteur gespielt haben würde, so spielte ich wenigstens mit Gefühl, vielleicht mit mehr als nöthig war.

„Ich erntete den ungetheiltesten Beifall, was aber auch gar nicht anders sein konnte. Die Gräfin sagte Jedem, der es hören wollte, ich sei ein charmanter jun-

ger Mann, und Rosalie versicherte mit ihrer unbefangenen Naivetät, daß ich mit dem schwerfälligen Tölpel, der sonst meine Rolle gespielt, gar nicht zu vergleichen sei.

„Auf diese Weise wurden Rosalie und ich gewissermaßen die Hauptpersonen des Festes, und mein Vater, der mit seinem Sohne wenigstens eben so zufrieden war, als sein Sohn es mit der ganzen Welt war, konnte sich nicht weigern, mich auch noch an den Freuden des Balles Theil nehmen zu lassen. Nur kam man dahin überein, daß ich, um keinen Anstoß zu geben, eben so wie Rosalie, mein theatralisches Costüm beibehalten und nicht in der düsteren Tracht eines Seminaristen in dem Tanzsaale erscheinen sollte. Dies schmeichelte mir unendlich, denn ich war in dem erstern Costüm, welches mich Rosalien näherte, weit weniger schüchtern.

„Ein Theil der Ferien verging auf diese Weise in Freude und Lust. Jeden Tag sah ich den Gegenstand aller meiner Wünsche; jeder Tag führte für mich ein neues Glück herauf; aber so wie ein Wunsch stets einen zweiten erzeugt, oder, um besser zu sagen, wie der Erfolg der Vater der Wünsche ist, so war auch ich nicht zufrieden damit, das süße Vergnügen, mein Leben in der Nähe Derjenigen, die es verschönte, zu verbringen, in Frieden zu genießen.

„Ich mußte es endlich auch so machen wie Andere, nämlich mein allzu friedliches Dasein selbst beunruhigen.

„Lange Zeit war vergangen, ehe ich auf den Einfall kam, näher zu untersuchen, worin das Vergnügen, welches ich an Rosaliens Anblick fand, seinen Grund hatte. Ich liebte, wie man mit sechzehn Jahren liebt; ich folgte ganz einfach und unverstellt dem Triebe der Natur, aber ein schwacher Widerstand, den ich erfuhr, als ich, ein wenig dreister geworden, einige unschuldige Liebkosungen wagte, die mir sehr natürlich zu sein schienen und von welchen ich weit entfernt war, irgendwelche Folgen vorauszusehen — dieser schwache Widerstand sage ich, veranlaßte mich, über meine wirkliche Situation nachzudenken, und ich erkannte ohne Mühe, daß der Gegenstand eines so vollkommenen Glückes nichts Anderes sei als die Liebe.

„Dieses Bewußtsein gab meiner Existenz mit einem Male eine ganz andere Gestalt. Ich ward schüchtern, ich nahm eine träumerische und gedankenvolle Miene an; man neckte mich und machte dadurch das Uebel nur um so schlimmer.

„Wie rasch verfiel ich aus der reinsten Glückseligkeit in die Qualen der Unruhe und Angst! Ich empfand nun alle Wirkungen jener beseligenden und furchtbaren Leidenschaft, die so reizend und beglückend ist im

Bereiche der Natur und so gefährlich in dem der Gesellschaft.

„Warum müssen die menschlichen Einrichtungen mit dem natürlichen Gange der Dinge fortwährend in Widerspruch stehen?

„Ich liebte Rosalien mit der Hefigkeit einer ersten Liebe, und plötzlich erschien mir diese Liebe mit dem Gewande eines Verbrechens angethan. Mein unerfahrenes Gewissen entsetzte sich vor einem Gefühle, dessen ich mich jetzt nicht mehr erwehren konnte.

„Meine strenge Erziehung, die Lehren eines tugendhaften Vaters, die strengen Moralprinzipien Rousseau's sagten mir, daß ich Unrecht handelte. Rosaliens Reize dagegen, ihre Naivetät, ihre Tugenden und, mehr als Alles, die Natur sagte mir, daß ich nicht besser thun könne.

„Die Wahrheit war auf beiden Seiten; ein einziger Punkt konnte entscheiden, und dieser Punkt ging mir ab — Muth und Verstand.

„Hätte ich den ersteren besessen, so würde ich die Gunst des Glücks angenommen und mir furchtbare Feinde gemacht haben, aber gegen welche mir eine feste Stütze zur Seite gestanden haben würde, und ich würde das Glück erfaßt haben, welches ich mir jetzt entschlüpfen ließ, um später, trotz derselben Feinde, und als ich ihnen

Keinen solchen Schutz mehr entgegenzusehen hatte, seinem Schatten nachzulaufen.

„Mit dem Verstande würde ich diese aufkeimende Leidenschaft erstickt, der Günst der Liebe entsagt und mir, wenn auch nicht Glück, doch wenigstens Ruhe verschafft haben. Aber besitzt man wohl mit sechzehn Jahren Muth und Verstand? Besitzt man sie mit fünfzig? Ein so gewaltfamer Zustand konnte ohne Gefahr für ein so empfängliches Herz, wie das meine, nicht lange dauern. Meine Gesundheit ward angegriffen, eine tödtliche Mattigkeit bemächtigte sich meiner Sinne und ich ward ernsthaft krank.

„Bis zu diesem Augenblicke hatte ich Rosalien fortwährend gesehen, was ich nicht einmal vermeiden konnte, weil Frau von Pessange zwei bis drei Mal wöchentlich in unser Haus kam. So lange ich von ihr fern war, fühlte ich mich traurig und matt, aber litt wenig. Sobald sie erschien, faßte mich das Fieber wieder und ich hatte die grausamsten Schmerzen zu ertragen.

„Endlich erlag ich und die verzehrende Gluth eines hitzigen Fiebers führte mich an den Rand des Grabes, und ich habe es ohne Zweifel nur meiner Jugendkraft zu danken, daß ich noch auf Erden wandele.

„Die Leidenschaften sind in ihren Ergebnissen wunderlich, aber die Liebe steht, glaube ich, in dieser Beziehung oben an. Die einzige und alleinige Ursache

meiner Krankheit ward auch die meiner Wiederherstellung. Ich hatte lange Zeit ohne Besinnung gelegen, selbst von der Zeit an, wo man wieder Besserung zu hoffen begann. Mein Vater und meine Mutter waren untröstlich, und ihre Freunde, besonders der Pfarrer und die Gräfin, waren unablässig bemüht, sie zu trösten.

„Eines Tages, als diese letztern auch nach ihrer Gewohnheit gekommen waren, um einen Theil des Tages bei uns zuzubringen, lockte ein Schrei, den ich that und der ohne Zweifel durch irgend eine innere Bewegung hervorgerufen ward, welche mich dem Leben zurückgab, alle Anwesenden an mein Bett.

„Zum ersten Male seit sechs Wochen sah ich mit Bewußtsein das Licht des Tages wieder; ich erkannte die Personen, welche so besorgt um mich waren, und das erste Gefühl, welches ich empfand, war das der Dankbarkeit.

„Dieses Gefühl preßte mir Thränen aus, mit welchen ich die Hände meiner Freunde benetzte. Dies war Alles, was ich thun konnte.

„Mitten unter der theilnehmenden Gruppe gewahrte ich die liebenswürdige Rosalie; die Thränen standen ihr in den Augen, aber Schüchternheit oder Respekt hielten sie zurück.

„Es war mir, als wenn mit Einem Male ein wonniger Balsam mein ganzes Wesen durchdränge.

„Wie,“ rief ich mit zitternder Stimme, „Ihr seid auch hier, Mademoiselle? Ach, gnädige Frau,“ fügte ich hinzu, indem ich die Gräfin anblickte, „warum habt Ihr sie dieser Gefahr ausgesetzt?“

„Ihr seid außer Gefahr,“ antwortete diese liebenswürdige Frau, „und für Freunde ist in solchen Fällen überhaupt gar keine Gefahr vorhanden.“

„Sie wendete sich hierauf zu ihrer Pflegetochter und sagte:

„Tritt näher, liebes Kind; Du brauchst Arouet nicht zu verbergen, daß Du die Leidenden liebst.“

„Diese Worte und mein Zustand erlaubten mir Alles. Ich ergriff Rosaltens Hand und wagte einen Kuß darauf zu drücken, indem ich sagte:

„Ihr liebt mich also?“

„Ja wohl, von ganzem Herzen,“ antwortete sie naiv. —

„Eine bezaubernde Röthe überzog augenblicklich ihre schönen Wangen, und meine zärtliche Mutter, die sich nicht mehr zu halten vermochte, umarmte sie weinend, denn sie wagte nicht dasselbe mit ihrem Sohne zu thun.

„Dieser für uns Alle gleich angenehme, für mich aber heilsame Auftritt war der Anfang meiner Rückkehr zum Leben und zum Glück. Bald gewann ich

meine Gesundheit vollständig wieder und man wird wohl voraussetzen, daß ich sie zu benutzen wußte.

„Die Krankheit hatte meine früher so stürmischen Gedanken beschwichtigt und gedämpft; ich war glücklicher als vorher; das Interesse, welches durch die Gefahr für mich erzeugt worden war, vermehrte die Vertraulichkeit; ich ward freier; ich kam fast gar nicht mehr von Corville weg und man schien mich dort ohne Bedenken zu dulden. Die Liebe wuchs mit der Freiheit, und wenigstens ward vor der Hand von keiner Seite etwas dagegen unternommen.

„Mittlerweile nähete die Zeit der Rückkehr in das Seminar heran, und ich wollte nicht abreisen, ohne vorher dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit meine Gefühle zu offenbaren — nicht um zu wissen, ob ich wieder geliebt würde, denn dies war nur zu klar, sondern weil es, wenn man sich liebt, eine Freude mehr ist, sich es zu sagen und es sich sagen zu können, wann man will. —

„Ich bedurfte dazu einer günstigen Gelegenheit; — die Liebe und das unkluge Vertrauen Derer, die uns beaufsichtigen sollten, verschafften sie uns.“

VI.

„Frau von Pessange, welche eine große Freundin von kleinen Opern war und keine Ursache hatte, mit der Art und Weise zufrieden zu sein, auf welche der „große Tölpel“ früher darin aufgetreten war, wünschte vor meiner Abreise Rosalien und mich noch einmal zusammen spielen zu sehen.

„Man wählte zu diesem Zwecke das kleine Stück „Bastien und Bastienne,“ welches drei Tage vor meiner Rückkehr nach Paris gegeben ward.

„An diesem Tage fand ein glänzendes Fest auf dem Schlosse statt, und ein Feuerwerk sollte auf die theatralische Vorstellung folgen.

„Als das Stück aus war, beeilte sich Jeder, sich nach dem Garten zu begeben, um das Feuerwerk und die Illumination zu sehen. Rosalie und ich waren noch einen Augenblick, um ein wenig zu plaudern, auf der Bühne zurückgeblieben.

„Als ihre Kammerfrau sie nicht in ihrer Loge fand, glaubte sie, sie wolle entweder ihr Theatercostüm auch während des Balles beibehalten, oder daß sie eben so wie die Andern, von Neugier getrieben, in den Garten gegangen sei.

„Wie dem auch sei, als Rosalie in ihre Loge zurückkehren wollte, fand sie die Thür derselben verschlossen und Niemand da, um ihr zu öffnen. Unsere Unterhaltung hatte den andern Acteurs Zeit gegeben, sich umzukleiden und neuen Vergnügungen nachzugehen, so daß wir in diesem schon an und für sich sehr einsamen Winkel des Schlosses absolut allein waren.

„Was sollen wir thun?“ sagte Rosalie ein wenig zitternd.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ich, „wollt Ihr nicht das Feuerwerk mit ansehen?“

„Ja, aber wie soll ich mich umkleiden?“

„Bleibt doch wie Ihr seid, diese Tracht sieht Euch so gut.“

„Ich gefalle Euch also in dieser Tracht besser, als in meiner gewöhnlichen Kleidung?“

„Das müßt Ihr selbst am besten beurtheilen können. Ich weiß bloß, daß wir in dieser Kleidung einander gleichsam näher stehen, und dann kann ich mir das Vergnügen machen, Euch zu sagen, daß ich Euch liebe, was ich unter andern Verhältnissen nicht wage.“

„Warum das? Ist es denn etwas Unrechtes, sich zu lieben, daß Ihr etwas Unrechtes darin findet, es zu sagen?“

„Nein, das nicht, aber —“

„Aber? Hier ist kein Aber; ich wäre dann am strafbarsten, denn ich habe es Euch zuerst gesagt.“

„Dieses Wort rief mir den wonnigen Augenblick zurück, wo sie mir wirklich diese so positive Versicherung gegeben hatte.

„Wir waren unmerklich und während wir sprachen, in den Salon zurückgekehrt, welcher als Foyer diente und nur durch eine dem Verlöbten nahe Wachskerze erleuchtet ward.

„Das Vergnügen, welches mir die Naivetät Rosaliens machte, drängte mich, ihr zu Füßen zu fallen. Diese rasche und unerwartete Bewegung bewog sie, einen Schritt zurückzutreten und sitzend auf ein Sopha niederzusenken. Ich näherte mich ihr und sagte ihr mit der Inbrunst, welche ein solches tête-à-tête anfangen mußte und konnte, Alles, was die lebhafteste Leidenschaft mir eingab.

„Sie antwortete nichts, sondern, indem sie mir gleichsam mechanisch die Hand überließ, die ich hielt und mit Küffen bedeckte, schien sie entweder über das nachzudenken, was ich ihr sagte, oder es gar nicht zu hören.

„Ihr Schweigen machte mich kühner; ich setzte mich neben sie; ich redete nicht mehr; ich gab ihr einen Kuß, sie gab ihn mir zurück und rief: „D'Arrouet!“

„Ich glaubte Schmerz in dem Tone zu merken,

in welchem sie meinen Namen aussprach; ich verdoppelte meine Liebkosungen, und da die Finsterniß, denn die Kerze war verlöscht, meine natürliche Schüchternheit begünstigte, so errang ich die Palme des Glückes, ohne recht zu wissen wie.

„Die Liebe und die Natur hatten Alles gethan, und wenn wir strafbar waren, so hatten wir wenigstens nicht vorsätzlich gesündigt. Dieser Genuß war eben so rein als süß und konnte keine Gewissensbisse verursachen; auch habe ich deren niemals darüber empfunden. Unsere Unschuld war in diesem Augenblicke so groß, daß wir nicht einmal bemerkten, daß wir uns in einem Zimmer befanden, in welches jeden Augenblick Jemand eintreten konnte.

„Indessen sah ich bei dem schwachen Scheine der Illumination des Gartens auf Rosaliens Wangen einige Thränen, die ich aber bald trocknete. Das Geräusch der in das Schloß zurückkehrenden Menge machte uns darauf aufmerksam, daß wir allein waren, und ungeachtet Rosaliens Unbefangenheit und meines unschuldigen Vertrauens fühlten wir doch, daß wir zu unserem Glück keine Zeugen brauchten.

„Wir eilten daher, eine Seitentreppe benutzend, schnell in den Garten, nicht ohne uns vorher für das ganze Leben Liebe und Treue geschworen zu haben —

einen Schwur, den ich, trotz Zeit und Entfernung, jezt noch halte.

„Rosalie begann, ohne Zweifel um die Aufmerksamkeit auf etwas Anderes zu lenken, einen Bank mit ihrem Kammermädchen, und ich verfügte mich schleunigst nach dem Tanzsaale, wo ich mich beeilte, meinen Arm der Gräfin von Pessange zu bieten, welche, als ob sie in unser Geheimniß eingeweiht gewesen wäre, mich zu ihrer reizenden Pflgetochter schickte, um mit dieser den Ball zu eröffnen.

„Ich tanzte einen Theil der Nacht hindurch bald mit Rosalien, bald mit der Gräfin, welche sich diesem Vergnügen noch sehr gern hingab, denn sie war, glaube ich, kaum dreißig Jahre alt und sah so schön und munter aus, daß man sie höchstens für fünfundzwanzig gehalten hätte.

„Rosalie sah weniger schüchtern aus, erröthete indessen, wenn sie mich ansah. Was mich betraf, so fixirte ich sie mit triumphirender Miene, und mein entschiederer Ton machte der Gräfin unendlichen Spaß, denn sie glaubte, es sei dies ein Ergebnis des geräuschvollen Tages.

„Endlich kam der verhängnißvolle Tag heran, wo ich abreisen mußte. Die Liebe aber, welche mich fortwährend begünstigen zu wollen schien, bereitete mir eine

Ueberraschung, die für mich den unschätzbaren Vortheil zur Folge hatte, Rosalien in Paris zu sehen.

„Der vergangene Winter war für Herrn Vermont nicht günstig gewesen, und die Aerzte hatten ihm gerathen, künftig diese Jahreszeit in Paris zuzubringen, wo die weniger scharfe Luft seiner Constitution eben so wie seinem Alter besser zusagen würde.

„Demzufolge hatte Frau von Pessange es für rathlich gehalten, nicht erst den Eintritt des Winters abzuwarten, und ließ mir am Vorabende meiner Abreise sagen, wenn ich noch zwei oder drei Tage warten könne, so würde sie mir einen Platz in ihrem Wagen überlassen.

„Später habe ich durch Rosalien erfahren, daß ich ihrer Vermittelung diese Gunst verdanke.

„Der Gedanke, mit meiner reizenden Freundin nicht bloß nach Paris zu reisen, sondern versichert zu sein, sie während des ganzen Jahres, fast so oft ich wollte, sehen zu können und zwar alles Dies eine Viertelstunde nach dem Augenblicke, wo ich die gegründetsten Befürchtungen über unsere Trennung hegte, erfüllte mich mit so hoher Freude, daß ich mich beinahe verrathen hätte.

„Als der Tag der Abreise da war, holte mich Frau von Pessange früh ab und wir reiseten. Ich war die vierte Person im Wagen, wenn man die Liebe nicht mitrechnen will, welche, ohne den Augen der Gräfin sichtbar

zu sein, zwischen Rosalien und mir Platz genommen hatte. Ohne Zweifel war es auch die Liebe, welche dieser letztern den Gedanken eingab, mich zu fragen, ob ich sie nicht in ihrem Hotel besuchen würde.

„Ich erwähnte dagegen, daß es mir allerdings Schwierigkeiten machen würde, Erlaubniß zum Ausgehen aus dem Seminar zu erhalten, und übrigens würde ich mich auch genirt fühlen, weil die Seminaristen sich auf der Straße niemals anders zeigen dürften, als in der langen Robe und mit glattem Haar.

„Die Gräfin machte allen diesen Schwierigkeiten mit Einem Male ein Ende, indem sie sich erbot, mir, so oft als ich ausgehen wollte, ihren Wagen zu schicken, und um jedes künftige Hinderniß in dieser Beziehung zu beseitigen, beschloß sie, mich selbst in das Seminar zurückzubringen und mich im Namen meines Vaters meinen Vorgesetzten zu übergeben, was auch noch denselben Abend zu meiner großen Genugthuung ausgeführt ward.

„Nun war ich wieder in das Asyl der Gelehrsamkeit und der Tugend zurückgekehrt — zweier Wesen, die damals diese ihre Wohnung nicht sehr häufig zu benutzen schienen. Wie fühlte ich mich verändert! Wie abgeschmackt erschienen mir bei meiner Rückkehr die Spiele, denen ich mich früher mit so vieler Heiterkeit und Theilnahme gewidmet hatte! Wie ganz anders

Klang mir die Sprache der Leute, die mich hier umgaben, als die der Bewohner von Corville, und wie düster erschien mir dieses eintönige Leben nach den heitern Tagen an den glücklichen Ufern des Morin! Ich mußte mich indessen doch von Neuem an dieses Leben gewöhnen.

„Die Hoffnung, recht oft die Person zu sehen, von welcher mein ganzes Glück abhing, hielt mich aufrecht, und ich erfüllte alle meine Pflichten nur um so pünktlicher, damit man mir kein Hinderniß in den Weg legen möchte, wenn ich um Erlaubniß zum Ausgehen nachsuchte.

„So treibt uns die Liebe zum Guten an, wenn sie aufrichtig und unschuldig ist. Ich betete ein Mädchen an, welches das trefflichste Herz besaß, meine Zärtlichkeit war rein und meine Absichten aufrichtig; das einzige Uebel war, daß ich nicht frei war, aber die Hoffnung umging auch diese Schwierigkeit und brachte die Vernunft zum Schweigen, wenn sie sich einfallen ließ, die Stimme zu erheben, was ihr nicht oft begegnete.

„So verlebte ich, trotz der strengen Vorschriften des klösterlichen Lebens, einen sehr glücklichen Winter. Wenn ich ausgehen wollte, schrieb ich an Frau von Pessange, und ihr Wagen brachte die Antwort. Ich hatte mir einen kurzen Rock machen lassen, den ich im Hotel anzog, und Herrn Vermonds Kammerdiener gab

meiner Frisur die Gestalt, welche ich für nöthig fand um damit auf anständige Weise in Gesellschaft erscheinen zu können, und auf diese Weise waren Alle zufriedengestellt.

„Ich ward gleichsam wie das Kind des Hauses betrachtet; nichts trat unserer Liebe in den Weg. Die Tage verflossen rasch in der Nähe Rosaliens und wurden nur im Seminar wieder lang; auch vervielfältigte ich die ersten so viel als ich konnte, wemgleich nicht so sehr, wie mein Herz es gewünscht hätte.

„Nichtsdestoweniger hätte ich noch lange glücklich sein können, wenn die Klugheit überhaupt die Begleiterin der Liebe wäre, aber sie verließ mich wie so viele Andere. Es sollte so sein.

„Man wird leicht von selbst voraussetzen, daß ich seit meiner Rückkehr von Cendres so wenig als möglich zu meiner Tante ging. Dies hatte an und für sich wenig zu sagen, denn sie war mir nicht gut, ja sie konnte mich nicht einmal leiden, und meine Besuche waren ihr daher nichts sonderlich Unangenehmes; aber gleich allen Betschwestern war sie außerordentlich empfindlich. Ich hatte ihr mein Verhältniß zu der Gräfin verschwiegen, sie entdeckte es, fühlte sich dadurch verletzt und die Rache folgte auf dem Fuße.“

VII.

„Eines Tages, als ich, wie gewöhnlich, an Frau von Pessange geschrieben hatte, kam meine Tante, ohne Zweifel vom Bösen geführt, in das Seminar, um mit, ich weiß nicht welche Spielerei zu bringen, die ich durchaus nicht bedurfte.

„Während sie nach ihrer lobenswerthen Gewohnheit perorirte und predigte, kam der Wagen mit dem Diener, der mich abholen sollte.

„Wenn die Sache dabei stehen geblieben wäre, so wäre nichts leichter gewesen, als meiner Tante etwas vorzumachen, und da ich zum Theil das, was geschehen konnte, vorhergesehen, so hatte ich ihr bereits mitgetheilt, daß der Wagen, welcher soeben in den Hof hereinführe, wahrscheinlich der Gräfin von Pessange gehöre, einer Nachbarin und Freundin meines Vaters, dem sie versprochen, mir ihren Schuß angedeihen zu lassen und die mich ohne Zweifel diesem Versprechen gemäß abholen ließe. —

„Meine Tante schenkte dieser Mittheilung arglos Glauben, als der Diener in das Sprachzimmer trat, mir einen Brief von Rosalien einhändigte und unglücklicher Weise ihren Namen aussprach, indem er mit

zugleich die Ungebuld schilderte, mit der sie mich erwartete, weil sie mich seit vierzehn Tagen nicht gesehen. —

„Der arme Junge, welcher, wie Jedermann, mit Ausnahme der Gräfin, in das Geheimniß eingeweiht war, glaubte in seiner Unschuld, mir damit etwas Unangenehmes zu sagen und ahnte nicht, daß er eine Indiscretion beging, wenn er meine Tante weiter nicht besuchte, welche er in ihrem frommen, betschwesterlichen Gewande wahrscheinlich für eine Bonne oder für irgend eine Arbeitsfrau hielt.

„Man mache sich darnach ein Bild von meiner Verlegenheit und demgemäß von dem Zorne meiner Tante. —

„Sie wagte indessen nicht, sogleich loszubrechen, sondern hielt an sich, um besser auszuforschen, was sie wissen wollte, redete mit freundlichem Tone den Domestiken an und that an ihn tausend jener indiscreten Fragen, durch welche man oft mehr erfährt, als durch ein förmliches Verhör.

„Ich stand wie auf Kohlen. Vergebens winkte ich dem albernen Burschen; er hatte für nichts Augen, als für das Vergnügen, welches er mir zu machen glaubte, indem er in immer neuen Lobsprüchen über Rosalien sich erging und über das Glück schwaste, welches mich erwartete, über die Freude, welche das

ganze Haus empfinden würde, mich dereinst mit dem schönen jungen Fräulein vermählt zu sehen, und tausend andere Abgeschmacktheiten dieser Art, so daß ich den dummen Menschen zu allen Teufeln wünschte.

„Das war mehr, als meine Tante auf andern Wege in einem Zeitraume von sechs Monaten erfahren haben würde. Ich sah eine boshafte Freude in ihren kleinen grauen Augen funkeln.

„Endlich, und da Alles ein Ende hat, mußte auch diese Unterredung das ihre nehmen. Es war auch die höchste Zeit, und einen Augenblick später würde ich den unglücklichen Schwäger auf sehr nachdrückliche Weise zum Schweigen gebracht haben.

„Sehr schön, lieber Nefte,“ rief meine Tante in höhnischem Tone, „eine schöne Aufführung für einen jungen Menschen, der sich dem Priesterstande widmen will!“

„Sie hätte sich richtiger ausgedrückt, wenn sie gesagt hätte, „der dem Priesterstande gewidmet werden soll,“ denn meine Absicht war es durchaus nicht, und in diesem Augenblicke weniger, als in jedem andern. —

„Ich wagte nicht zu antworten, und in Folge der Aufregung und Unruhe, in die mich dieser unerwartete Zwischenfall versetzte, hatte ich die Unklugheit gehabt,

ihr Rosaliens Brief zu geben, den sie mit gebieterisch überlangte.

„Sehr erfreut über meinen Gehorsam, nahm sie Abschied von mir, nachdem sie mich aufgefordert, wohl auf mein Verhalten zu achten, welches sie einer strengen Prüfung unterwerfen würde.

„Vergebens bat ich sie, mir zu erlauben, daß ich sie in dem Wagen nach Hause brächte; sie ging rasch fort und ließ mich in einem Zustande zurück, der schwer zu schildern, aber sehr leicht zu begreifen ist.

„Ich stieg sogleich in den Wagen und fuhr sehr traurig nach dem Hotel, wo ich, wie mein Herz mir heimlich sagte, meine liebenswürdige Rosalie zum letzten Male sehen sollte. Es hatte nur zu wahr gesprochen. —

„Frau von Vessange bemerkte sehr bald, daß ich etwas auf dem Herzen hatte.

„Was habt Ihr, Abbé?“ sagte sie in sanftem Tone zu mir, „Ihr scheint traurig zu sein und dennoch bedarf ich heute Eurer Heiterkeit, um mir eine Kriegslust erfinden zu helfen, die uns das Vergnügen verschafft, Euch während der Feiertage hier zu haben.“

„Wir befanden uns nämlich damals in der Fastenzeit. —

„Herrliche, übermenschlich gutmüthige Frau! Sie beschäftigte sich mit Plänen, um den Elenden

glücklich zu machen, der ihr binnen kurzer Zeit den grausamsten Schmerz zufügen sollte.

„Dieser Gedanke, der mich sogleich erfüllte, trieb mir die Thränen in die Augen empor und ließ mir kaum die Kraft zu antworten, daß ich seit einigen Tagen nicht recht wohl sei, und ich setzte mich sofort nieder. —

„Die Gräfin sah recht gut, daß ich ihr nicht die Wahrheit sagte, aber sie war zu gutmüthig, um weiter in mich zu dringen.

„Man brachte das Gespräch auf etwas Anderes. Frau von Pessange verließ einen Augenblick darauf das Zimmer und ich gewann auf diese Weise Zeit, Rosalien Alles zu erzählen.

„Als ich bis zu dem Briefe kam, brach sie in einen Thränenstrom aus und rief:

„Arrouet, was hast Du gethan! Wir sind verloren!“

„Ich versuchte sie zu beruhigen, aber es gelang mir nicht. Sie war in der größten Aufregung und ich selbst befand mich in einer furchtbaren Stimmung, die noch durch die Furcht vermehrt ward, in diesem Augenblicke überrascht zu werden.

„Zum Glück blieb die Gräfin länger aus, als ich geglaubt, und Rosalie gewann auf diese Weise Zeit,

sich zu erholen und mir näheren Aufschluß zu geben. —

„Die arme Kleine hatte wohl Grund, außer sich zu sein, denn von allen Briefen, die ich von ihr erhalten oder die ich an sie geschrieben, war keiner mehr geeignet, uns in's Verderben zu stürzen.

„Sie meldete mir darin die Absicht der Gräfin, mich einzuladen, die Feiertage in ihrem Hause zuzubringen, erinnerte mich an die süßesten Augenblicke unserer Genüsse und versprach sich, naiver Weise, dieselben während dieser glücklichen Zeit sich wiederholen zu sehen. —

„Es war kein Zweifel, daß meine Tante, nachdem sie einen solchen Brief gelesen, Alles vornehmen würde, was die Klugheit und das Uebermaß ihres frommen Bornes ihr vorschreiben würden.

„Aber was konnten wir unter solchen Umständen thun? Weinen und seufzen, das war Alles, was in unsern Kräften stand.

„Dieser Tag verging, wie Jeder sich leicht denken kann, sehr traurig. Die gute Gräfin schien die Ursache meines Kammers errathen zu haben und sprach mit mir weiter nicht darüber. Es war nicht einmal mehr die Rede von den auf das Fest bezüglichen Absichten und man hätte sollen meinen, sie sei nun endlich in das Geheimniß eingedrungen.

„Gern hätte ich mich mit Rosalien wegen der Antwort verabredet, die wir bei den Verhören geben wollten, die man auf jeden Fall mit uns anstellen würde, um wenigstens aufrichtig zu scheinen, da wir nicht die Unschuldigen spielen konnten.

„Ein Einfall, welchen Rosalie während des Diners in dieser Beziehung hatte, beruhigte mich sehr. —

„Sie machte Frau von Pessange den Vorschlag, eine Spazierfahrt zu machen und mich dann nach dem Seminar zu bringen. Sie wußte recht wohl, daß Frau von Pessange nicht hierauf eingehen, wohl aber ihr erlauben würde, eine solche Spazierfahrt mit mir zu machen.

„Dies geschah auch. Die Gräfin verließ während des Winters ihr Hotel nur selten und bloß, um zuweilen mit ihrem Vater, den sie fast niemals allein ließ, das Theater zu besuchen.

„Sie sagte daher zu Rosalien, daß sie für ihren Theil zu Hause bleiben würde; wenn Rosalie dagegen sich dieses Vergnügens gern machen wolle, so könne sie Mademoiselle de Bonin mitnehmen.

„Dies war ihre Zofe, ein verständiges Mädchen von vortrefflichem Herzen, und wohlthätig, wie ihre Gebieterin.

„Gerade eine solche Antwort hatte Rosalie ge-

wünscht, welche Absichten hatte, die ich weit entfernt war, zu durchschauen.

„Nachdem die Pferde angespannt waren, stiegen wir schnell in den Wagen und ich nahm von Frau von Pessange mit einem Gefühle Abschied, welches sich nicht mit Worten beschreiben läßt.

„Wir fuhren im Trabe bis zum Arsenal, wo wir ausstiegen.

„Rosalie, welche wohl sah, daß unsere Sache verzweifelt stand, hatte den Entschluß gefaßt, sich der Klugheit und dem Rathe der Mademoiselle Bonin, welche ihre Erzieherin gewesen und sie sehr liebte, in die Arme zu werfen.

„Sie legte daher vor ihr das schmerzliche Bekenntniß unserer Liebe ab, so wie der Lage, in welcher wir uns befanden; sie erzählte ihr die Geschichte mit dem Briefe und Alles, was sie und ich zu fürchten hatten, sowohl von meiner Tante, als von Frau von Pessange.

„Durch dieses Bekenntniß erfuhr das gute Mädchen nichts Neues, als die Verlegenheit, in der wir uns augenblicklich befanden. Auch verrieth sie darüber kein Erstaunen, erlaubte sich keine Vorwürfe, schrieb sich die Adresse meiner Tante auf, tröstete uns, so gut sie konnte, und versprach, für uns Alles zu thun, indem sie darauf rechnete, daß wir ohne ihren Rath

nichts unternehmen würden, und ließ uns die tröstliche Hoffnung, daß wir für einander nicht verloren seien.

„Was sie uns damals versprach, hielt sie auch, und wenn das Schicksal uns getrennt hat, so dürfen wir ihr deswegen keine Vorwürfe machen, denn sie that treulich Alles, was in ihren Kräften stand, um die Gemüther auszuföhnen.

„Und ganz gewiß wäre es ihr mit jeder andern, als der stolzen und ungerechten Familie meiner Mutter gelungen.

„Endlich mußte ich mich von meiner Rosalie trennen.

„Da ich nicht einen Roman, sondern einfach meine Lebensgeschichte erzähle, so will ich mir hier die Schilderung unseres Abschieds ersparen.

„Der Wagen hielt vor dem Seminargebäude, ich stieg aus und das Rollen des Wagens hallte noch lange in meinem Herzen, nachdem mein Ohr aufgehört hatte, es zu vernehmen.“

VIII.

„In das Hotel zurückgekehrt, verlangte Mademoiselle Bonin, welche als kluges Mädchen wohl fühlte, daß hier keine Zeit zu verlieren sei, mit ihrer Herrin unter vier Augen zu sprechen. Sie kannte sie ganz genau und war der Meinung, daß sie, wenn sie sie von Allem, was vorgefallen, in Kenntniß setzte, den Schlag weniger schmerzlich machen würde, als wenn sie eine solche Kunde zuerst durch einen fremden Mund erführe. —

Die Gräfin weinte sehr, wie ich später erfahren habe, aber bald faßte sie ihren Entschluß, empfahl Mademoiselle Bonin die größte Verschwiegenheit und befahl ihr, den andern Morgen mit Tagesanbruch den Wagen anspannen zu lassen.

„Ich glaube, die Nacht brachte allen denen, welche an dieser Angelegenheit ein so großes Interesse hatten, keine Ruhe. Kaum graute der Tag, so ließ sich Frau von Pessange zu meiner Tante führen. Ohne Zweifel wollte sie nicht, daß es heißen sollte, sie wisse nicht, was in ihrem eigenen Hause vorgehe oder als ob sie es von einer Person zu erfahren suchte, welche sie nicht kannte. —

„Ich habe niemals erfahren können, was bei dieser Unterredung vorging, aber es steht zu glauben, daß dieselbe sehr stürmisch war, denn die Gräfin fuhr blos nach Hause zurück, um Rosalien abzuholen, welche sie sofort in ein Kloster brachte.

„Ich ward noch denselben Tag durch einen Brief von Frau von Pessange davon in Kenntniß gesetzt, welche, ohne sich in eiteln Vorwürfen zu ergehen, mir meldete, daß der Zustand der Dinge ihr nicht mehr erlaube, mich zu empfangen.

„Mit dem bittersten Schmerze“ — so lauteten die letzten Worte ihres Briefes — „mit dem bittersten Schmerze löse ich ein Verhältniß, hinsichtlich dessen es nur an Euch gelegen hat, wenn es nicht einem für uns alle Drei schmeichelhafteren Ende entgegengeführt worden ist.“

„Diese Worte waren für mich ein Lichtstrahl und ein Donner Schlag, sie ließen mich Alles fühlen, was ich verlor und raubten mir sogar die schwächste Hoffnung, den einzigen Trost der Unglücklichen.

„Aber dies war noch nicht Alles. Ein strenger Befehl des Cardinals de la Roche-Aymon bestätigte den nächstfolgenden Tag mein Unglück. Der Ausgang ward mir hinfort unter keinerlei Vorwand mehr gestattet, und eben so ward die Thür vor Allen verschlossen gehalten, die mir einen Trost oder eine Erleichterung

hätten bringen können. Eben so ward mir befohlen, daß ich alle Briefe, die ich schreiben oder empfangen würde, den Händen des Superiors überliefern sollte. —

„Man beraubte mich jeder Freiheit, sogar der des Umgangs mit meinen Studiengenossen — mit Einem Worte, ich ward wie ein wirklicher Verbrecher behandelt. Das Sonderbare dabei war, daß meine Vorgesetzten den Grund davon gar nicht wußten und daß er ihnen auch niemals bekannt geworden ist.

„Allzuscharf macht schartig, sagt das Sprichwort. Meine Tante erfuhr dies auch. Dieses Uebermaß von Strenge, dessen Ursache Niemand zu errathen vermochte, gegen einen jungen Studenten, der von seinen Vorgesetzten und Mitschülern geliebt ward, dessen Aufsführung und Charakter tadellos zu sein schien, empörte Jedermann und machte mir alle Herzen geneigt.

„Ich bemerkte dies sehr bald. Die Lehrer vermieden es, mit mir zu sprechen; meine Kameraden wagten nicht, mich zu fragen, was sie doch während der Conferenzen oder der Schulstunden leicht hätten thun können. Ich sah, daß der Schmerz sich in allen Gesichtern malte, wenn ich sie betrachtete, und man schien mich zu beklagen, ohne mir es sagen zu wollen. —

„Beinahe einen Monat blieb ich in dieser grau-

samen Lage, die mir aber dennoch nur dadurch fühlbar ward, daß sie mich der Mittel beraubte, Nachricht von Rosalien zu erhalten. Die Einsamkeit, in die man mich gebannt, war mir mehr vortheilhaft als schädlich; ich konnte mich ungehindert meinem Schmerze hingeben, was ich bei meiner frühern Lebensweise nicht zu thun im Stande gewesen wäre.

„Endlich des Weinens und des Seufzens müde und als ich sah, daß dadurch im Interesse meiner Liebe nichts ausgerichtet werde, begann ich über die Mittel nachzudenken, entweder dieser Sclaverei zu entinnen oder mir die Nachrichten zu verschaffen, deren ich so sehr bedurfte.

„Durch vieles Nachdenken kam ich endlich auf die Idee, mich einer Strickleiter zu bedienen, um des Abends oder in der Nacht das Seminar zu verlassen und dadurch mir das Mittel zu verschaffen, Briefe zu schreiben oder zu empfangen.

„Dieses Auskunftsmittel war mir um so leichter zugänglich, als man mich fast gar nicht überwachte und der Zustand gänzlicher Verlassenheit und Absperzung, in dem ich mich befand, meinen Vorgesetzten keinen Grund zu irgend einem Verdachte gab.

„Ueberdies wohnte ich ganz allein am Ende eines Corridors, in einem sehr kleinen, für sich allein gelegenen Zimmer, welches man mir ausdrücklich angewies-

fen hatte, um mich von den andern Seminaristen zu entfernen. —

„Demzufolge und da ich keinen Nachbar hatte, war es mir leicht, in die Straße hinabzusteigen, auf welche mein Fenster ging, wenn ich das Gitter von demselben entfernte, welches blos von Eisendraht war. Die einzige Schwierigkeit war, die Leiter oder den Strick zu bekommen, um eine daraus zu machen. Lange konnte ich mir keinen verschaffen; endlich jedoch erleichterte mir eine sehr sonderbare Gelegenheit die Acquisition des gewünschten Gegenstandes und noch viel mehr. —

„Ein junger Mann von sehr vornehmem Stande, dessen wahren Namen ich niemals erfahren habe, war von seinen Eltern wegen eines dummen Streiches unter dem angenommenen Namen Saint-Ange in unser Seminar gebracht worden. Unser Superior glaubte nichts Besseres thun zu können, als ihn mit in meinen Corridor einzulogiren, besonders da die Instruction in Bezug auf ihn fast eben so lautete, wie hinsichtlich meiner. Man gab ihm daher eine kleine Zelle neben der meinigen, die nur durch eine dünne Gypswand davon getrennt war.

„Dieser Saint-Ange hatte schon ein ziemlich bewegtes Leben geführt, war Musketier gewesen und sollte

sich nun endlich dem Priesterstande widmen, wozu er aber keine große Lust zu haben schien.

„Er war sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt und besaß viel Erfahrung, einen heiteren, spöttischen Charakter, große Verschmittheit und Gewandtheit, so daß er während der drei Monate, die er in unserem Seminare war, die Vorgesetzten mehr quälte, als er von ihnen gequält ward. Er verspottete ihre lächerlichen Eigenschaften und zwar mit einer Freiheit und Ungenirtheit, welche Niemand von uns begreifen konnte, und die Verspotteten mußten selbst darüber lachen, weil er Alles mit viel Witz und Gewandtheit vorzubringen wußte. —

„Endlich verschwand er und zeigte mir einen Weg, auf welchem ich ihm ohne Zweifel zu spät gefolgt bin, den ich aber in meiner Unerfahrenheit während der Zeit, wo er mich wirklich zum Glücke hätte führen können, als zu gefährlich betrachtete.

„Saint-Ange bemerkte bald, daß er einen Nachbar hatte, der sich ziemlich in derselben Lage befand wie er, und da er noch mehr Langeweile hatte, weil ihm bei seinen Studien und während anderer Uebungen, denen er nicht beiwohnte, keinerlei Anlaß zur Zerstreuung zur Seite stand, so suchte er Bekanntschaft anzuknüpfen.

„Die Sache war nicht schwer; seine Physiognomie

war eben so angenehm als einnehmend, und ich bedurfte Jemanden, dem ich meinen Kummer anvertrauen konnte. —

„Eines Abends, als ich aus der Conferenz zurückkehrte, lauerte er mich auf, redete mich in heiterem Tone an und lud mich ein, mit in seine Zelle einzutreten, die er seine Patrontasche nannte.

„Er sagte mir tausend verbindliche Dinge, machte eine Menge lustiger und witziger Bemerkungen über unsere gemeinschaftliche Lage und forderte mich auf, ihm die Ursache meiner Absperrung mitzutheilen.

„Ich zögerte, aber er drang so sehr in mich und kam mir mit solcher Offenheit entgegen, daß ich endlich beschloß, ihm seinen Willen zu thun.

„Wenn es weiter nichts ist als das,“ sagte mein lustiger Unglücksgefährte, als ich mit meiner Erzählung fertig war, „so wird es wohl Mittel geben, Euch dieser Verlegenheit zu entreißen; dieselbe erscheint Euch bloß deshalb so schwierig, weil Ihr noch keine Erfahrung besitzt.“

„Aber,“ setzte er hinzu, „vorher sagt mir, ob Ihr Eure Rosalie auch wirklich von Herzen liebt? Seid Ihr fest entschlossen, um ihretwillen einer guten Pfründe zu entsagen?“

„Ich versicherte ihm, daß, selbst wenn ich dieses reizende Mädchen nicht kennen gelernt, Alles, was ich

seit meinem Aufenthalte in dem Seminar gesehen, hinreichend gewesen sein würde, mich von einem Stande abwendig zu machen, für welchen ich durchaus keinerlei Beruf fühlte.

„In diesem Falle,“ sagte er zu mir, „müßt Ihr meinem Rathe folgen und den Entschluß fassen, den ich Euch andeuten werde. Ich besitze Erfahrung und will Euch dieselbe zu Gute kommen lassen. Vor allen Dingen aber müßt Ihr Euch Nachricht von Rosalien verschaffen. Kennt Ihr das Kloster, in welchem sie sich befindet?“

„Nein.“

„Nun, so gebt mir die Adressen von allen Euren Bekannten und in spätestens drei Tagen werden wir es wissen.“

„Ich war vor Freuden außer mir; ich fiel ihm um den Hals und umarmte ihn, wie ich, glaube ich, Rosalien umarmt haben würde.“

„Er lachte, drückte mir die Hand und sagte, ich sei sehr glücklich, daß ich noch so jung sei und machte mich dann darauf aufmerksam, daß die Vorsicht für jetzt unsere Trennung erheische.“

„Ich wünschte ihm gute Nacht und kehrte in mein Zimmer zurück, wo ich eine ganz andere Nacht zubrachte, als die, welche seit ziemlich sechs Wochen verfloßen waren.“

„Saint-Ange besaß, ob schon er das Seminar nicht verlassen durfte, eine gewisse Freiheit, die mir nicht gestattet ward. Sein Kammerdiener kam alle Morgen, um sein Zimmer aufzuräumen und brachte ihm Alles, was er den Tag über bedurfte.

„Dieser Mensch war, wie beinahe alle Diener großer Herren, ein Intriguant, der, um sich auf einem Posten zu erhalten, auf dem er sich sehr wohl befand, mit Eifer den Eltern seines Herrn zu dienen schien, dessen Faktotum er war, ohne daß es so schien.

„Saint-Ange vertraute ihm mein Abenteuer an, gab ihm die nöthigen Nachweisungen und beauftragte ihn, den Ort zu entdecken, an welchem sich Rosalie befand. —

„Dieser Bursche war sehr klug und gewandt, wie alle seines Gleichen, und übrigens war auch seine Aufgabe eine sehr leichte. Ich weiß nicht, wie er es anfang, aber schon am dritten Tage früh meldete er uns, daß ein Nonnenkloster, zur heiligen Jungfrau genannt und gar nicht weit vom Seminar gelegen, den Gegenstand aller meiner Wünsche barg. Er fügte hinzu, daß Rosalie daselbst nicht sehr scharf bewacht würde und daß sie sehr oft ausginge, um die Gräfin zu besuchen, stets aber in Begleitung eines Mädchens von reiferen Jahren, die, wie ich nicht zweifelte, keine andere war, als Mademoiselle Bonin.

„Nun handelte es sich darum, zwischen ihr und mir einen Verkehr in Gang zu bringen, der unsern Vorgesetzten verschwiegen bliebe, was nicht so leicht war. —

„Saint-Ange's Diener brachte die Sache jedoch zu Stande und zwar auf folgende Weise:

„Durch viele Erkundigungen erfuhr er, daß Frau von Pessange regelmäßig alle Donnerstage Rosalien abholen ließ, wo diese dann mit im Hotel speis'te. Er kam auf den Einfall, diesen Augenblick zu benutzen, um ihr einen Brief einzuhändigen und auf diese Weise wo möglich einen regelmäßigen Briefwechsel einzurichten.

„Zu diesem Zwecke pflanzte er sich eines Donnerstages an die Thür des Sprachzimmers, unter dem Vorwande, daß er seine Herrschaft erwarte, und rebete, sobald er es thun konnte, den Diener an, der mit dem Wagen gekommen war.

„Man erinnert sich ohne Zweifel, wie sehr Rosalie und ich von den Leuten der Gräfin geliebt wurden, und Jeder, der Nachricht von mir brachte, konnte folglich darauf rechnen, von jedem derselben als ein willkommenes Bote begrüßt zu werden.

„Er benahm sich dabei so gut und wußte sich so sehr den Anschein zu geben, als wisse er nicht, weshalb

der Wagen hier sei, daß er Alles erfuhr, was er zu wissen wünschte.

„Er beklagte Rosalien, fügte hinzu, daß er einen jungen Abbé bediene, der vor Kurzem dasselbe Unglück zu erfahren gehabt habe. Er ließ sich nun ein wenig nöthigen, etwas zu sagen, was er ohnedies mehr Lust hatte, zu erzählen, als zu verschweigen, und mittelst eines Glases Weins, welches er diesem Manne anbot, erreichte er sein Ziel vollständig.

„Er brauchte ihm nicht erst eine Belohnung zu bieten, um ihn zu bewegen, uns zu dienen. Dieser arme Diener glaubte sich schon zu reichlich belohnt, wenn er auch nur im Stande war, das Loos seiner guten Herrschaft, wie er uns nannte, zu erleichtern, und hätte es einer Belohnung bedurft, so würde, obschon meine Börse gerade nicht sehr rund war, Saint-Ange dafür gesorgt haben, wie er auch in der Folge that und zwar auf die zartfühlendste Weise.

„Man denke sich meine Freude am Morgen dieses glückseligen Tages, als Saint-Ange mir diese frohe Nachricht brachte! Das Einzige, was mir Kummer machte, war, daß ich acht Tage warten mußte, ehe ich eine Antwort bekommen konnte. Der Kammerdiener aber, welcher schon wußte, wie ein Liebespaar bedient zu werden wünscht, hatte auch diesem Uebelstande vorgebeugt. Er hatte nämlich mit dem Diener der Frau

von Pessange einen Platz verabredet, wo er sich alle Abende einfinden sollte.

„Auch brachte er mir schon den andern Morgen eine Antwort von Rosalien, in deren Herzen die Qualen der Einsamkeit die Liebe und Sehnsucht nur noch vermehrt hatten.

„Wie viel Dank war ich meinem Nachbar schuldig! Wie sollte ich ihm meine Erkenntlichkeit an den Tag legen!

„Es war dies nicht schwer; er war schon im Voraus bezahlt und auch damit vollkommen zufrieden. Wie alle lockere Vögel — ich meine hier lockere Vögel von einer gewissen Art — besaß er ein mitleidiges und edelmüthiges Herz. Die Freude glänzte in seinen Augen, wenn er mir eine frohe Nachricht zu melden hatte, und ich weiß nicht, ob er nicht an der ganzen Sache fast mehr Interesse nahm als ich. Wenigstens bin ich überzeugt, daß seine Freude damals ungetrübt war, während mir die meine fortwährend durch die Sorge um die Zukunft verbittert ward.“

IX.

„Diese Zukunft sollte leider keine glückliche sein. Wenn uns noch einige Augenblicke des Glücks erspart waren, so sollten wir sie doch bald durch grausame Schmerzen bezahlen.

„Man ist mit dem Guten, welches uns die Gegenwart bietet, fast niemals zufrieden. Klügere Liebende als wir, würden sich auf die Correspondenz beschränkt haben, welche Saint-Ange auf so glückliche Weise zwischen uns eingerichtet hatte, und hätten von der Zeit eine bessere Gestaltung ihres Schicksals erwartet.

„Saint-Ange sagte mir dies, aber Klugheit und Liebe gehen selten Hand in Hand, und er wußte dies selbst besser als ich. Da er nicht mehr thun konnte, so stand er uns in so weit bei, als unsere Ungebuld es ihm erlaubte, und hätte ich ein wenig mehr Muth besessen, so würde ich seinen Rath befolgt haben, der mir ohne Zweifel die Uebel erspart hätte, welche meine alberne Furchtsamkeit mir bereitete.

„Ich habe fast immer gesehen, daß Menschen, welche das Opfer ihrer Leidenschaften gewesen waren, Andere vortreffliche Rathschläge gaben, die sie selbst nicht befolgten.

„Je mehr ich Versicherungen von Rosalies Zärtlichkeit erhielt, desto mehr wünschte ich sie zu sehen

und zu sprechen. Zu diesem Zwecke mußte ich aber ausgehen, und die Strickleiter ward dem zu Folge unumgänglich nöthig. Ich hatte allerdings ein viel leichteres Auskunftsmittel erfunden, nämlich das, mich in den Kleidern von Saint-Ange's Diener hinauszuschleichen; Saint-Ange aber wollte dazu seine Einwilligung nicht geben. Er kannte meinen hitzigen Kopf, und wollte, daß sein Diener mich draußen begleite, denn er fürchtete, daß ich mich meinem Angestüm zu sehr hingeben möchte, und darin hatte er auch ganz Recht.

„Endlich ward mir eines Donnerstags früh eine Leiter, nicht von Stricken, wohl aber von seidener Schnur gebracht, und es ward verabredet, daß in der Abenddämmerung desselben Tages der Kammerdiener Saint-Ange's mich unter meinem Fenster erwarten, auf meinem Gange begleiten und wieder zurückführen sollte.

„Wir hatten die Vorsicht gebraucht, eine kleine Schnur mit einer Klingel, die aber ganz leise klang, an dem Fenster hängen zu lassen, so daß Saint-Ange, der Alles merkte und ohnedies weiter Nichts zu thun hatte, bei der geringsten Bewegung der Klingel uns die Leiter wieder hinabwerfen konnte.

„Rosalie war schon am Morgen von Allem in Kenntniß gesetzt worden, und wir wollten sie bei ihrem Weggange aus dem Hotel an der ersten Straßenecke erwarten.

„Wir warteten wenigstens eine halbe Stunde, während welcher mir das Herz fürchterlich klopfte.

„Endlich erschien der Wagen; der Kutscher, welches der mehrerwähnte Diener war, hielt die Pferde an, als er uns erblickte.

„Ich sprang in den Wagen und in die Arme Rosaliens, die mich empfing, wie ich Grund hatte, es zu erwarten. Die gute gefühlvolle Demoiselle Bonin weinte vor Freuden, und trotzdem, daß der Wagen die ziemlich weite Strecke im langsamsten Schritte zurücklegte, verging die Zeit doch viel zu schnell.

„Was hatten wir uns nicht Alles zu sagen, und was sagten wir uns nicht! Wir kamen überein, daß ich dieses Mittel benutzen sollte, bis wir ein leichteres gefunden hätten, was mich keiner so großen Gefahr aussetzte.

„Ein solches Mittel bot sich kurz darauf von selbst dar, welches ganz ungefährlich zu sein schien, und denoch zum zweiten Male unsere Trennung herbeiführte.

„Diese verstoßenen Zusammenkünfte gingen ungefähr einen Monat gut von Statten. Ich wußte allemal, wenn Rosalie das Kloster verließ, um einen Besuch in dem Hotel abzustatten; wir verlebten wonnevolle Stunden, und ich kannte kein größeres Glück.

„Ich ward jetzt im Seminar mit weit weniger Strenge behandelt als zeither, sei es, daß man Be-

fehl dazu erhalten hatte, oder nicht. Ich begann allmählich wieder den gewöhnlichen Cursus meiner Exercitien zu machen, und mit Ausnahme der mir immer noch verweigerten Ausgänge, befand ich mich wieder im Genuß vollständiger Freiheit.

„In den Pariser Seminarien ist es gebräuchlich, an Sonn- und Festtagen, und wenn sonst das Bedürfnis vorhanden ist, in die nahegelegenen Nonnenklöster eine gewisse Anzahl Seminaristen zu schicken, um daselbst die beim Kirchendienste vorkommenden Verrichtungen besorgen zu helfen. Unser Seminar, welches sehr zahlreich war, versorgte mehrere Klöster auf diese Weise, und ganz besonders das zur heiligen Jungfrau.

„Ich wußte nichts davon, und würde wahrscheinlich auch lange nichts davon erfahren haben, wenn nicht einer meiner Kameraden, der einer dieser Kirchendiener war, in ein anderes Seminar versetzt worden wäre, weshalb ich Befehl erhielt, seinen Dienst in dieser Beziehung zu übernehmen.

„Wenn der Superior, indem er mir diesen Befehl ertheilte, auf mein Gesicht geachtet hätte, so würde er ganz gewiß Verdacht geschöpft haben, denn ich ward von einem solchen Freudenrausche ergriffen, daß ich glaubte, ich würde ohnmächtig werden.

„Ich lief sogleich, um Saint-Ange davon in Kenntniß zu setzen, welcher, erfahrener als ich, dabei

gerade keinen sehr großen Vortheil sah. Indessen ge-
brauchte er die Vorsicht, Rosalien durch seinen Kam-
merdiener von diesem neuen Umstande in Kenntniß zu
setzen. Nun bedurfte ich nicht mehr der seidenen Strick-
leiter, und brauchte mich dem zu Folge nicht mehr einer
Gefahr auszusetzen, um das zu sehen, was mir das
Theuerste war.

„Gleich am ersten Tage hatte ich das Vergnügen,
sie zu sehen und zu sprechen, Rosalie aber, die, wie alle
Liebende ihres Geschlechts, weit sinnreicher war als ich,
kam auf den Einfall, der Superiorin vorzuschlagen,
während der bevorstehenden Feiertage in der Kirche
einige Motetten singen zu lassen, wobei sie sie zugleich
darauf aufmerksam machte, daß unter den Chordienern
gewiß mehrere wären, die diesen Gesang durch ihre
Stimmen unterstützen könnten.

„Dieser Vorschlag war ganz nach dem Geschmack
der Superiorin, besonders da Rosalie ihn durch eine
Nonne machen ließ, welche in dem Hause in großem
Ansehen stand, und zuweilen zu ihrem Vergnügen die
Orgel spielte.

„Die Mutter Euphemia, von welcher hier die
Rede ist, war eine junge Dame von vornehmerm Stande,
welche ebenso, wie viele Andere, gezwungen worden war,
den Schleier zu nehmen, trotz einer starken Neigung
zu den Freuden der Welt, weshalb sie sich auch, so oft

sich Gelegenheit dazu bot, schadlos zu halten suchte. Da sie eine ziemlich bedeutende Dotation in das Kloster mitgebracht hatte und überdies auch noch ein sehr bedeutendes Jahrgeld bezahlte, so ließ man sie ziemlich machen, was sie wollte, denn hier, wie anderwärts, beherrschte der Eigennuß alle anderen Leidenschaften.

„Mutter Euphemia war noch jung, schön und liebenswürdig, und besaß sehr viel Geist und Wig. Anstatt sich in Kummer und Schmerz zu versenken, suchte sie Alles zu benutzen, um sich der Eintörmigkeit des Klosterlebens zu entziehen, und verstand sehr gut ihren Zweck zu erreichen.

„Sie hatte sich sehr bald nach Rosaliens Eintritt in das Kloster dieser angeschlossen. Bald bemerkte sie, daß ihre neue Freundin von einem geheimen Kummer gequält ward, und es hatte ihr keine Mühe gekostet, den Grund davon zu erfahren.

„Auf Rosaliens Bitte stellte sie den vorerwähnten Antrag an die Superiorin in ihrem eigenen Namen, in der Hoffnung, selbst einigen Nutzen davon zu ziehen.

„Im Seminar war ich es, der alle Soli singen mußte, und meine Kameraden bezeichneten daher sehr bald den glücklichen Arouet als den, welcher allein die Wünsche der Damen zu erfüllen vermöchte.

„Ich ward dem zu Folge der Mutter Superiorin vorgestellt, auf welche mein sanftes Aussehen einen

günstigen Eindruck machte. Sie hielt diesen Ausdruck ohne Zweifel für den der Buße und Bekenntzung, ebenso wie sie den Eifer, welchen ich bei Aufführung der Motetten entfaltete, für das Feuer der göttlichen Liebe hielt. Wenigstens sagte sie dies zu ihrer anvertrauten Herde.

„So ward mir denn die Ehre zu Theil, die Himmelsbräute durch die Melodie meiner Stimme und durch ihren glücklichen Zusammenklang mit der reizenden Rosalie zu erbauen.

„Mutter Euphemia, welche beauftragt war, uns unsere Gefänge einzustudiren, merkte bald, weshalb ihre junge Freundin jene Forderung an sie gestellt hatte. Sie verschwieg es uns nicht und empfahl uns Vorsicht, so wohl um ihret- als um unsertwillen.

„So brachte ich einen Theil des Sommers in den wönigsten Genüssen zu, bis endlich ein böser Geist unser Glück durch ein Ereigniß störte, welches wir unmöglich hätten voraussehen und noch weniger hindern können. Indessen, wenn ich Saint-Ange's Rathe einen Monat früher gefolgt wäre, so wäre dieses Ereigniß nicht eingetroffen, eben so wenig als die anderen, die später folgten und in jenem ersten ihren Grund hatten.

„Als die unglückliche Katastrophe, die ich gleich erzählen werde, eintraf, hatte ich meinen treuen Rath-

geber nicht mehr. Mein guter Freund Saint-Ange war fort.

„Sobald er mir in meinen Liebesangelegenheiten nicht mehr behilflich sein konnte, bekam er Langesweile, und als er sah, daß man sich nicht mehr mit ihm zu beschäftigen schien, so beschäftigte er sich selbst mit sich und machte seinerseits von der Leiter Gebrauch, die mir so nützlich gewesen war.

„Eines schönen Morgens, während ich in dem Kloster zur heiligen Jungfrau war, machte er sich aus dem Staube; aber während er an seine eigene Rettung dachte, vergaß er deswegen seinen Schülning keineswegs, sondern ließ mir einen Brief durch seinen Kammerdiener zustellen, welcher am andern Morgen wie gewöhnlich kam, um zu sehen, was man sagte und that, als ob er etwas nicht wüßte, wovon er eher unterrichtet gewesen war als sonst Jemand.

„Es kostete ihm keine Mühe, mit mir zu sprechen, denn man dachte an nichts, als an die Flucht des Gefangenen. In solchen Häusern hat man niemals mehr als einen einzigen Gegenstand im Auge.

„Ich bin gestern früh fortgegangen,“ schrieb mir Saint-Ange, „und habe alle Vorkehrungen getroffen, um nicht wieder an einen Ort zurückgebracht zu werden, aus welchem ich auch Euch befreien will, um unser Weiber Glück zu machen. Ich will hier weiter nicht in

Die feine Welt von Gothenburg. VI.

weitschweifige Einzelheiten eingehen; es genüge Euch zu wissen, daß für Alles gesorgt ist. Thut, was Euch mein treuer Champagne sagen wird. Binnen drei Tagen werdet Ihr, wenn Ihr wollt, mit Eurer Geliebten, ebenso wie ich, dem Bereiche Derer entrückt sein, welche Euch Schaden könnten. Einmal in Sicherheit, werde ich Euch die Mittel verschaffen, um die Einwilligung wenigstens Derer, von welchen Ihr abhängt, zu Eurer Heirath zu erwirken. Fürchtet nichts vom Schicksal; in dieser Beziehung ist Euer Loos entschieden, und das meinige setzt mich in den Stand, es glücklich zu machen. Heute Abend erwarte ich Euch. Adieu.“

„Am Fuße des Briefes las ich noch die Nachschrift:

„Wenn Ihr so thöricht sein solltet, einen Schritt nicht thun zu wollen, der Euch in völlige Sicherheit bringt, so habe ich Eurem Unglück immer noch zum Theil vorgebeugt. Ihr werdet in Eurer Matratze etwas finden, was Ihr vergebens anderwärts suchen würdet, und was Euch doch unumgänglich nöthig werden wird. Ich wünsche, daß Euer Vertrauen auf mich Euch dieser Vorsicht überhebt.“

„Ich fiel, als ich diesen Brief las, aus allen meinen Himmeln und gerieth in die grausamste Verlegenheit. Champagne theilte mir mit, sein Herr habe ihm

befohlen, mich an der gewohnten Stelle, wo ich sonst herabgestiegen, zu erwarten.

„Er brachte mir zu diesem Zwecke eine andere Strickleiter mit, weil er mit Recht voraussetzte, daß man diejenige weggenommen haben würde, die sein Herr nothgedrungen an dem Fenster hatte hängen lassen müssen.

„Ich sollte dann auf der Stelle die Kleider wechseln und in einen Wagen steigen, der mich in kurzer Entfernung erwarten würde. Es war Donnerstag, und wir sollten deshalb an dieser Stelle Rosalien mit Mademoiselle Bonin aufnehmen, welche er durch Geld gewonnen, so wie durch das Versprechen, uns glücklich zu machen.

„Dann sollten wir unverweilt ihm nach Fontainebleau nachkommen, wo er uns erwartete, um uns nach Genf zu führen, in dessen Nähe er uns ein Gut kaufen wollte, wo wir mit ihm zusammen wohnen sollten, bis die Umstände ihm erlauben würden, seinen wahren Namen zu führen und sein Vermögen in Anspruch zu nehmen.“

X.

„Dies war der Plan dieses mir so freundschaftlich geneigten Mannes, der, wer er auch sein mochte und was er auch gethan hatte, im Grunde genommen ein echt menschenfreundlich gutes Herz besaß. Er begünstigte in uns nicht das Laster; er glaubte, daß wir für einander paßten, er wußte, daß es unsere Eltern nicht waren, die sich unserer Vereinigung widersetzen könnten oder wollten, und ganz gewiß war sein Plan eben so lobenswerth und ausführbar und den Umständen angemessen.

„Aber ich war einmal nicht bestimmt, ein so hohes Glück zu genießen; mein unglücklicher Stern lockte mich in den Abgrund, den das Schicksal mir bereitete, und ich habe nicht einmal den Trost genossen, zu wissen, wer der Mann war, der sich ein so hohes Verdienst um mich erwerben wollte.

„Kaum hatte ich Zeit gehabt, alle diese Einzelheiten anzuhören, als ich zum Superior gerufen ward. Ich hatte folglich nicht einmal Zeit, Champagne zu antworten, welcher in der Ueberzeugung fortging, daß ich dem an mich gestellten Ansinnen nachkommen würde; auch verfehlte er nicht, sich zu der bestimmten Stunde an dem bezeichneten Plage einzufinden.

„Man hatte mich rufen lassen, um mich eben so

wie meine übrigen Kameraden, wegen Saint-Ange's Flucht zu befragen. Da man aber in meinem Zimmer nichts sah, was auf ein Einverständnis mit dem Flüchtling hätte schließen lassen, und da man überdies es nicht ungern sah, ihn losgeworden zu sein, so kam ich mit einigen allgemeinen Fragen weg, und zwei Tage später sprach man nicht mehr davon.

„Ungefähr drei Wochen nach Saint-Ange's Flucht begegnete mir der grausamste Unfall, den ich bis jetzt erfahren.

„Champagne war, wie ich schon gesagt habe, an jenem Abende an dem bestimmten Plage erschienen, in der Meinung, mich daselbst anzutreffen, aber ich, der ich zu viel Gefahr bei einem solchen Schritte sah und nicht denselben Muth zu Abenteuern besaß, wie der erfahrene Saint-Ange, warf dem Diener, anstatt selbst hinabzusteigen, einen Brief an seinen Herrn hinab, in welchem ich, indem ich ihm für seine vielen Wohlthaten dankte, mich so gut als möglich entschuldigte und ihm meldete, daß ich nicht Muth genug in mir fühlte, um ihm zu folgen.

„Ich stellte sodann eine Untersuchung an, um zu sehen, was Saint-Ange in meine Matraze gesteckt habe, und fand darin eine Rolle von fünfundzwanzig Louisd'ors, mit einem Papier, welches Rathschläge über die Verwendung dieses Geldes enthielt.

„Ich weinte vor Freude und Dankbarkeit, und konnte nicht müde werden, die Goldstücke zu betrachten. Ich hatte noch niemals den zwanzigsten Theil dieser Summe besessen, und hielt mich für reicher als den Mogul und gegen alle Gefahren gesichert.

„Indessen fuhr ich fort, das Kloster zur heiligen Jungfrau zu besuchen. Ich hatte in der Mutter Euphemia eine neue Beschützerin gefunden, aber freilich von ganz anderer Art als Saint-Ange. Euphemia nahm Theil an unseren Schmerzen, ward durch unsere Liebe gerührt und weinte mit uns. Saint-Ange dagegen, der in seinen Rathschlägen streng war, lachte über meinen Kummer und beklagte mich niemals, suchte aber meinen Muth aufzurichten, oder vielmehr mir dessen zu geben.

„Wir standen am Ende des sogenannten Klassenjahres. Ich sollte diesmal nicht in die Ferien reisen, weil es gebräuchlich war, diese Zwischenzeit zur Vorbereitung derjenigen Schüler zu verwenden, welche zu Anfange des nächsten Jahres entlassen werden sollten.

„Ich zitterte, daß man mir Rosalien entführen möchte um sie nach Corville zu bringen. Man entführte sie mir auch wirklich, aber aus einem ganz andern Grunde.

„Es traf nämlich ein Ordensfest ein, für welches großartige Vorbereitungen getroffen wurden; man ließ

Musiker und Instrumente kommen, und wollte einen der Sache würdigen Pomp entfalten. Die Beschüzer des Hauses und die Eltern der vornehmeren Pensionaire wurden dazu eingeladen.

„Frau von Pessange war nicht eine der letzten, und wir wurden von Rosalien darüber in Kenntniß gesetzt.

„Alles Dies hätte weiter nichts zu bedeuten gehabt. Ich konnte im Nothfalle an diesem Tage unter irgend einem Vorwande aus dem Kloster wegbleiben, und wenn mich auch die Gräfin an dem Gesicht oder an der Stimme erkannt hätte, so konnte sie aus meiner Anwesenheit unter den Chorsängern immer noch keinen schlimmen Schluß ziehen. Man konnte annehmen, als wüßte ich gar nicht, daß Rosalie sich in diesem Kloster befinde, und sie wußte wohl, oder wenn sie es nicht wußte, so würde man es ihr gesagt haben, daß es die Studenten aus diesem oder jenem Seminar waren, welche an hohen Festtagen die Chorgesänge in der Klosterkirche ausführten.

„Unser Unglück lag vielmehr in dem Umstande, daß beschlossen worden war, von Rosalien und mir ein zweistimmiges O salutaris aufführen zu lassen, und daß wir zu spät, das heißt am Vorabende des Festes, von dem Schlage in Kenntniß gesetzt wurden, der uns drohete.

„Eine Krankheit heucheln, war nicht leicht. In den Seminarien glaubt man nur mit Mühe an schnelle Unpäßlichkeiten; der Aeskulap ist immer da und bereit, das Gegentheil zu bezeugen, und wir hatten einen, der den Krankenzettel nicht eher ausstellte, als bis man wirklich das Bett nicht mehr verlassen konnte.

„Für Rosalien war eine solche Ausflucht noch schwieriger. Wenn sie sich für krank ausgab, so nahm sie die Gräfin mit fort, darauf konnte ich sicher rechnen, und war sie einmal fort, wäre sie dann wohl zurückgekehrt? Dies war schwer zu glauben, besonders, wenn man berücksichtigte, wie sehr sie von ihrer Beschützerin geliebt ward.

„Dies war das Ergebnis der Berathungen, welche wir — Euphemia, Rosalie und ich — unter einander pflogen. Man sieht, daß dabei nicht sehr viel herausgekommen war. Vielleicht wäre ich im Stande gewesen, unter diesen Verhältnissen einen Entschluß zu fassen, aber ich hatte keine Stütze und keinen Rathgeber, als eine schüchterne Nonne und ein noch schüchterneres Kind, welches nichts hatte, als seine Thränen.

„Endlich kamen wir zu dem Entschlusse, daß ich mich im Innern der Kirche nicht zeigen, und daß Rosalie nicht eher das Chor der Nonnen verlassen sollte, als in dem Augenblicke, wo sie ihre Partie zu singen hätte; übrigens kamen wir auch überein, uns so zu

stellen, daß wir vom Chore aus nicht gesehen werden könnten.

„Gerade diese letztere Vorsicht war es, was uns verrieth; es wäre sehr leicht möglich gewesen, daß die Gräfin auf meine Stimme wenig geachtet hätte. Fast alle Altstimmen sind einander ähnlich; die Begleitung der Orgel, das Echo des Gewölbes, welches gewöhnlich den Tönen einen ganz andern Klang gibt — alles Dies waren Wahrscheinlichkeiten zu unsern Gunsten; aber darauf hatten wir nicht Rücksicht genommen, daß wir, indem wir uns bemüheten, den Personen im Innern der Kirche nicht sichtbar zu werden, uns nothwendig so stellen mußten, daß uns das auf der einen Emporkirche befindliche Publikum gerade in's Gesicht sehen konnte.

„Ein Theil des Gefolges der Gräfin war mit in der Kirche, und in Folge eines grausamen Verhängnisses war es dem Sohne des Schließers von Corville, jenem „großen Tölpel“ Hardouin, der sich damals im Hotel befand, eingefallen, dieser Ceremonie ebenfalls beizuwohnen, um Diejenigen singen zu hören, die es sich niemals hätten beikommen lassen, es für ihn zu thun.

„Kaum hatte ich den Mund aufgethan, als ich auch schon erkannt ward, und ich hörte ganz deutlich die Stimme des „großen Tölpels“, welcher ganz dicht

am Geländer stand und so laut rief, daß es Jeder hören konnte:

„Das ist der Abbé, ja, ja, das ist er!“

„Ich war nahe daran, in meinem Gesange stecken zu bleiben, doch raffte ich alle Kraft zusammen, und als ich zu Ende war, grüßte ich Rosalien, als ob ich sie in meinem Leben zum ersten Male sähe, in der Hoffnung, dadurch meinen Feind irre zu führen, der aber unglücklicher Weise sich dadurch nicht täuschen ließ.

„Nach der Messe ließ man die Seminaristen in einen Saal treten, wo man für sie eine köstliche Mahlzeit aufgetragen hatte; ich für meinen Theil entschuldigte mich unter einem gleichgiltigen Vorwande, ohne daß man weiter darauf achtete. Die Gräfin aber war bereits in Kenntniß gesetzt, und eben als ich den Fuß auf die Schwelle des Thores setzte, ersuchte man mich im Namen der Mutter Superiorin, in das Sprachzimmer zu treten.

„Ein Donner Schlag hätte mich nicht mit betäubenderer Wirkung treffen können. Ich konnte keinen Vorwand erfinden, um diesem Rufe nicht zu folgen, und trat mechanisch in das Sprachzimmer hinein.

„Ein niederschmetternder Blick der Frau von Pessange, der Anblick der zitternden und vor Schrecken halb todten Rosalie, die auf mich gehefteten Augen

aller Anwesenden — alles Dies brachte mich dergestalt aus der Fassung, daß ich mehr das Ansehen eines Menschen hatte, den man zur Hinrichtung führt, als das eines Sängers, welcher Lobsprüche erhalten soll.

„Die Gräfin war so klug, nichts zu sagen, und dieses Benehmen von ihrer Seite gab mir meine Fassung in gewissem Grade wieder. Man überhäufte mich mit Complimenten, man pries mich wie einen Phönix, und die Nonnen, welche nichts halb thun, boten mir eine Menge kleiner Geschenke an.

„Frau von Pessange zog unter dem Vorwande, ihnen nachzuahmen, ihre Schreibtafel aus der Tasche, schrieb etwas darauf und überreichte sie mir.

„Ich nahm sie erröthend und mit zitternder Hand und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Das ewige Geschwätz der Nonnen begann wieder und ich suchte mich so schnell als möglich wieder zu entfernen, um draußen meine Besinnung wieder zu gewinnen.“

XI.

„Sobald ich mich allein sah, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als die verhängnißvolle Schreibtischtafel zu öffnen, in welcher ich die schrecklichen Worte fand: —

„Heute Abend führe ich Rosalien mit mir fort; ich verbiete Euch, ihr zu folgen; ich werde Euch genau beobachten lassen; hoffet niemals etwas von mir und vergeßet nicht, daß die Undankbarkeit das niedrigste aller Laster ist.“

„Ich war also in ihren Augen ein Undankbarer — ich, der ich mein Leben dahin gegeben hätte, um ihr zu gefallen!

„Ich gestehe, ich vergaß einen Augenblick Rosalien und dachte an nichts, als an das Unglück, für einen gefühllosen Menschen gehalten zu werden.

„Welch einen Tag verbrachte ich! Und zum Schlusse des Festes sollte ich noch einmal singen!

„Ich ging hinaus in den Garten, um mich ein wenig zu zerstreuen und fand hier Euphemia, welche mich suchte.

„Dieses liebenswürdige Mädchen hatte meinen ganzen Schmerz mit empfunden; wir bogen in einen Seitengang ein, sie weinte mit mir und mein Herz fühlte sich erleichtert und getröstet.

„Sie theilte mir mit, was ich schon wußte, nämlich, daß Rosalie noch diesen Abend abreisen würde; aber sie milderte mir das Schmerzliche dieser Nachricht, indem sie mir versicherte, daß die Gräfin nicht aufgehört habe, sie mit den zärtlichsten Liebkosungen zu überhäufen.

„Ich kannte Frau von Pessange, ich wußte, daß sie jeder Verstellung unfähig war, und dies tröstete mich.

„Sie ist wenigstens gegen Vorwürfe geschützt,“ sagte ich bei mir selbst, „und wird daher unsere Trennung um so eher ertragen.“

„Ich mußte noch einmal in die Kirche zurück, und als ich dieselbe wieder verließ, hatte ich den Schmerz, den Wagen der Gräfin fortrollen und den Gegenstand meiner theuersten Hoffnungen wie meines innigsten Schmerzes fortführen zu sehen.

„Zwei ganze Monate vergingen, ohne daß ich Nachrichten von Rosalien erfahren konnte; das Verbot der Gräfin hatte mich erschreckt, ich fürchtete, ihren Zorn gegen ihre Pflgetochter zu erwecken, und dies hielt mich zurück.

„Ich verrichtete immer noch meinen Kirchendienst im Kloster, wo durchaus nichts über mein Verhältniß zu Rosalie verlautet hatte. Die liebenswürdige Euphemia verlor jeden Tag mehr von ihrer Heiterkeit. Sie

war nicht mehr jene fröhliche Nonne, in deren Gegenwart das bange, düstere Schweigen der Klöster zu verschwinden schien. Unser Unglück hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und meine melancholische Stimmung sich endlich auch ihr mitgetheilt.

„Sie schien mit einem großen Plane umzugehen, den sie mir sorgfältig verbarg, während sie doch keine Gelegenheit versäumte, mich zu sprechen. Ich wußte es allemal, so oft ich in's Kloster kam, einzurichten, daß ich einige Augenblicke mit ihr allein war. Sie sprach dann mit mir von Rosalien, weinte und verließ mich allemal trauriger, als zu Anfang unserer Unterredung.

„Endlich eines Sonntags im October, als ich wie gewöhnlich in das Kloster ging, theilte man mir mit, daß sie verschwunden sei. Das ganze Kloster war darüber in größter Bestürzung, denn sie war an diesem Orte, wo selten herzliches Einvernehmen herrscht, allgemein geliebt.

„Das Herz schnürte sich mir zusammen, als ich diese neue Unglücksbotschaft hörte. Nun hatte ich Niemand mehr, der mit mir klagte oder meine Thränen trocknete, die ich jetzt häufiger als je vergoß.

„Dieses Ereigniß flößte mir vollends den größten Widerwillen gegen einen Stand ein, an dem ich niemals großen Geschmack gefunden, und ich faßte den

festen Entschluß, diesen liebenswürdigen Leuten nachzuahmen, welche mit mehr Erfahrung und Verstand als ich besaß, ein Joch abschüttelten, welches sich eines Tages auf meinen Nacken herabsenken sollte.

„Eben als ich in Bezug auf diesen Entschluß mit mir im Klaren war und ungefähr einen Monat nach Euphemia's Flucht meldete man mir, daß eine Dame mich im Auftrage meines Vaters zu sprechen ver-
lange.

„Ich ging sofort in das Sprachzimmer hinunter; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in dieser angeblichen Beauftragten meines Vaters Euphemia erkannte!

„Welcher Gefahr setzt Ihr Euch aus!“ sagte ich leise.

„Es steht keine Gefahr zu befürchten,“ antwortete sie; „ich habe gute Vorkehrungen getroffen, um nicht belästigt zu werden, und man glaubt mich weit von hier. Indessen, um gar keine Gefahr zu laufen, verrichte ich Alles, was ich zu besorgen habe, selbst. Ich wollte Euch bloß meine Adresse geben und bringe sie Euch hiermit.“

„Sie erzählte mir hierauf, daß sie mit Hülfe einer selbstgefertigten Kleidung entflohen sei, und da sie Niemandem sich anvertraut, so fürchtete sie nicht entdeckt zu werden. Die Eltern, welche sie gezwungen,

den Schleier zu nehmen, waren gestorben und sie hatte die Absicht, nächstes Jahr einen mächtigen Gönner, den sie in Rom hatte, zu bitten, ihr die Lösung ihres Gelübdes auszuwirken. Vorher aber wollte sie die Erinnerung an Alles, was sie betraf, in den Hintergrund treten lassen, mit Einem Worte, sie wollte vergessen sein.

„Sie verließ mich nach dieser kurzen Unterredung, indem sie mir ihre Adresse zurückließ, die mir nur dazu dienen konnte, an sie zu schreiben, denn der Befehl, nach welchem es mir nicht erlaubt war, auszugehen, war immer noch nicht zurückgenommen.

„Diese Unterredung heiterte mich wieder ein wenig auf, aber sie vermehrte auch zugleich meinen Widerwillen gegen das schwarze Gewand, welches ich nun fest entschlossen war, abzulegen. Indessen wollte ich mir meinen Vater nicht zum Feinde machen und wünschte daher Rücksprache mit ihm zu nehmen, und um die Erlaubniß, ihn zu besuchen, zu erhalten, fabricirte ich einen Brief, den ich durch Euphemia in seinem Namen abgeben ließ. Er erbat darin für mich einen Urlaub auf drei Tage und man verstattete mir deren acht.

„Ich beeilte mich, diese Erlaubniß zu benutzen. Ich packte meine Wäsche zusammen, trug sie zu Euphemia und ließ meinen Kerkermeistern mein Kirch-

liches Gewand mit dem festen Vorsatze, es nicht wieder anzulegen.

„Als ich die Schwelle des Seminars überschritt, glaubte ich mich frei wie die Luft und schlug rasch den Weg nach Vendres ein, wo ich noch am Abend desselben Tages ankam.

„Mein Vater war sehr erstaunt, mich zu sehen, und erstaunte noch mehr, als ich ihm meinen Entschluß mittheilte.

„Ich verschwieg ihm nichts, ich wußte, wie sehr er mich liebte, und ich hoffte Alles von meiner Offenheit. —

„Auch täuschte ich mich nicht; er hatte von der Gräfin Alles erfahren, die Feuer und Flammen gegen mich gespien hatte, und da er als alter Krieger meine Partie genommen und mich entschuldigt hatte, so war sie hitzig geworden und sie hatten sich entschieden mit einander entzweit.

„Mein armer Vater hätte mich gern zu Hause behalten, er billigte meinen Entschluß und sagte wie ich, daß ein guter Soldat jedenfalls besser sei, als ein schlechter Prediger.

Meine Mutter jedoch, welche den hartnäckigen Widerstand ihrer Familie kannte, stellte ihm vor, daß dies nur zu meinem Unglücke sein könne.

„Ihrem Rathe zufolge befahl er mir daher, wie-

wohl auf etwas zweideutige Weise, in das Seminar zurückzukehren, und da er ohne Zweifel vorausfah, daß ich dies nicht thun würde, so schenkte er mir ohne Vorwissen meiner Mutter sechs Louisd'ors, die, wie er mir versicherte, seine ganze Baarschaft ausmachten, umarmte mich weinend und gab mir fast eine Stunde Weges das Geleite, so schwer kam es ihm an, sich von mir zu trennen.

„Nachdem wir von einander Abschied genommen, wobei wir fast kein Wort hervorzubringen vermochten, fahen wir uns von Zeit zu Zeit um und warteten, bis der Andere sich ebenfalls umsah, um noch einmal durch Geberden von einander Abschied zu nehmen.

„Diese Trennung, obschon sie nicht die letzte war, ist mir immer in der Erinnerung und noch mehr im Herzen geblieben. Es war, als wenn dieser gute Vater das Unglück vorausgesehen hätte, welches auf diese Epoche meines Lebens folgen sollte.

„Nachdem ich noch drei Stunden weit gegangen war, nahm ich einen Wagen und langte mit Einbruch der Nacht in Paris an.

„Ich begab mich direct zu Euphemia, die bei meinem Anblick sprachlos dastand. Sie hatte mich durchaus nicht erwartet und ich hatte sie auch von nichts vorher in Kenntniß gesetzt.

„Ich bat sie, mir ein Logis zu besorgen, aber sie

machte mir bemerklich, daß es dazu zu spät sei. Es ward deshalb bestimmt, daß sie mir ein Lager auf der Diele bereitete, und daß ich auf diesem die Nacht so gut als möglich zuzubringen suchen sollte. Es stand dabei keinerlei Indiscretion zu befürchten. Wir waren beide viel zu sehr mit unseren Kummernissen beschäftigt, um an etwas Uebles zu denken.

„Den andern Morgen früh ging sie sogleich aus und miethete mir ein kleines meublirtes Zimmer in ihrer Nachbarschaft, wo sie Sorge trug, mir hintragen zu lassen, was ich brauchte. Als sie wiederkam, war ich aufgestanden und mit Nachdenken über meine Zukunft beschäftigt. Man wird sehr bald sehen, daß es für mich nicht leicht war, in dieser Beziehung einen Entschluß zu fassen.

„Hier beginnt die eigentliche Kette der Unfälle, die mich trafen. Ich war erst siebzehn Jahre alt; aber kaum waren sechs Wochen nach dieser Zeit vorüber, so hatte ich schon Alles erfahren, was Haß und Rache vermögen, wenn sie durch Stolz und Eitelkeit erweckt und genährt werden.“

XII.

„Sobald Euphemia wieder eingetreten war, hatte sie nichts Nothwendigeres zu thun als mich zu fragen, was ich zu thun gedächte.

„Ich weiß es noch nicht,“ sagte ich zu ihr; „ich habe noch keinen Entschluß weiter gefaßt, als den, das Joch abzuschütteln.“

„Aber was kann Euch zu einer solchen Thorheit bewegen?“

„Es ist keine Thorheit, sondern etwas sehr Vernünftiges; ich taue nicht für den geistlichen Stand; ich würde einen sehr schlechten Prediger abgeben, werde aber ein ganz guter Bürger sein.“

„Kindische Vorurtheile! Wer wird Euch denn hindern, Eure Pflichten im Priesterstande eben so zu erfüllen wie im bürgerlichen Leben? Man kann, wenn man will, überall ein ehrlicher Mann sein.“

„Und diese Frage richtet Euphemia an mich?“

„Ich verstehe Euch; Ihr wollt mir hier meine Abtrünnigkeit vorwerfen, wenn es nämlich eine genannt werden kann, wenn man Gelübde bricht, die an und für sich null und nichtig sind, und welche das Herz niemals gefaßt hatt. Ihr irrt Euch, werther Freund; zwischen Eurer Stellung und der meinigen besteht keinerlei Aehnlichkeit. Ich entziehe mich einem Joch,

welches wirklich ungerecht und mir verhaßt ist. Ihr dagegen seid noch frei, und das Opfer, welches man von Euch verlangt und in Folge dessen Ihr Eure Freiheit verlieren sollt, ist ein ganz anderes als das, welches man mich gezwungen hat, zu bringen. Man bestimmt Euch für einen hohen, heiligen Stand, und zwischen einer Bischofsmütze und einem Nonnenkloster ist ein großer Abstand. Euch erwartet die Welt mit all ihrem Glanze, allen ihren Freuden.“

„Schweigt, Euphemia; darauf wartete ich nur; ist dies der Geist des Priestertums? Glaubt Ihr, es sei eines ehrlichen Mannes würdig, ein nur den weltlichen Freuden gewidmetes Herz zum Altar zu bringen und Andere eine Moral zu lehren, die man selbst weit entfernt ist, ausüben zu wollen.“

„Ihr habt Recht; aber dies ist einmal ein so angenommener Gebrauch.“

„Also Gebrauch und nicht die Grundsätze sind nach Eurer Meinung das, was den ehrlichen Mann macht?“

„Mit Grundsätzen erfüllt man die Pflichten der Gesellschaft; das ist blos, was man von Euch verlangen wird.“

„Ja, in der Welt; aber mein Gewissen wird lauter zu mir sprechen als diese, und ich werde unglücklich sein.“

„Bei Eurer Anschauungsweise werdet Ihr es noch viel mehr sein, denn was wollt Ihr denn eigentlich werden? Ich kenne Eure Hilfsquellen nicht; ich zweifle aber, daß sie sehr umfänglich sind, und einen Beruf müßt Ihr wählen.“

„Mein ganzes Vermögen besteht aus dreißig Louisd'ors und aus der Achtung vor mir selbst. Mit diesem Gelde kann ich lange genug leben, um einen vernünftigen Entschluß zu fassen und ohne daß ich über mein Verhalten zu erröthen brauche.“

„Ihr habt Unrecht; Ihr würdet weit besser thun, wenn Ihr in das Seminar zurückkehrtet.“

„Redet mir nicht weiter davon; darüber bin ich mit mir in's Klare. Uebrigens wüßt Ihr, daß mein Herz unwiderstehlich zu einem andern Gegenstande hingezogen wird.“

„Diesem müßt Ihr entsagen; was könnt Ihr bei dem jetzigen Zustande der Dinge hoffen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich hoffe.“

„So stritten wir uns noch lange, aber mein Entschluß war einmal gefaßt; Euphenia sah, daß sie nichts gewinnen würde und gab daher endlich nach.“

„Ich verbrachte zehn Tage nicht mit Nachdenken, sondern um meine erhitzte Einbildungskraft wieder abzukühlen.“

„Euphenia gab mir keinen Rath, sondern wartete,

bis ich im Stande wäre, sie anzuhören. Sie ging bloß aus, um zu thun, was sie nicht lassen konnte, weil sie gewisse Maßregeln zu beobachten hatte, und dies verschaffte mir das Vergnügen, immer Gesellschaft zu haben.

„Die Tage verflossen in der Annehmlichkeit eines Umgangs, welcher wohl geeignet war, die Wirkungen meiner überwallenden Phantasie zu beschwichtigen. Dieser Umgang ward nothwendig ein immer vertrauterer; ich war bestimmt, diesem reizenden Weibe das Heilmittel gegen mein ganzes Unglück zu verdanken.

„Ich hatte meiner Tante meinen Entschluß geschrieben und sie gebeten, ihren Bruder davon in Kenntniß zu setzen. Ich meldete ihr, daß ich, weil ich keinen Beruf für die Kirche in mir fühlte, beschloßen hätte, das Heiligthum nicht durch ein erzwungenes Opfer zu besudeln und dem Gotte der Reinheit ein Herz darzubringen, welches, wenn auch wider Willen, zu profanen Dingen hingezogen würde.

„Ich fügte hinzu, wenn man mir die Mittel gewähren wolle, mich dem Waffenhandwerke zu widmen, so wäre ich bereit, Alles zu thun, was man in dieser Beziehung von mir verlangen könne.

„Diese mystische Sprache machte durchaus keinen Eindruck auf die fromme Dame, welche von Eitelkeit und Ahnenstolz weit mehr beherrscht ward als von der

göttlichen Liebe. Sie hatte mich niemals geliebt, und da sie fürchtete, daß die Wohlthaten meines Dankes gegen mich das vermindern könnten, was sie von ihm zu erwarten hatte, so benutzte sie jede Gelegenheit, mir zu schaden, die sich ihr darbot, und ganz gewiß war es nicht ihre Schuld, wenn es ihr nicht gelang, mich gänzlich in's Verderben zu stürzen.

„Ich erhielt keine Antwort, aber am neunten Tage nach meiner Ankunft erschien ein Gefreiter in dem Hotel garni, und wäre ich unglücklicher Weise zugegen gewesen, so weiß Gott, welches Quartier er mir für die Nacht angewiesen haben würde.

„In Folge eines der vielen tausend Zufälle, die man weder erklären noch vorhersehen kann, war ich diesen Vormittag mit Euphemia ausgegangen, um mir in weltliches Kleid zu kaufen, und wir kamen ungefähr eine halbe Stunde nach dem interessanten Besuche des Gefreiten mit einem Träger, der die von mir gekauften Kleider trug, zurück.

„Die Wirthin rief mich beiseite und setzte mich von dem Vorfalle in Kenntniß.

„Der Mann hat sich nicht genannt,“ setzte sie hinzu, „aber ich kenne ihn, weil ich ihn mehrmals im Dienste gesehen habe. Gegen zwei Uhr wird er wiederkommen und Ihr werdet wohlthun, wenn Ihr Eure Maßregeln darnach nehmet. Ich kenne Euch nicht,

aber wer Ihr auch sein möget, so will ich lieber, daß man Euch anderstwo arretire als bei mir.“

„Ich dankte ihr und ging mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf in mein Zimmer, wo ich Euphemia Alles erzählte.

„Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Das wundert mich nicht, ich war schon darauf gefaßt. Ihr müßt Euch diesem Uebel zu entziehen suchen und vor allen Dingen dieses Haus verlassen; da es aber möglich wäre, daß man Euch in der Straße auflauerte, so ziehet die Tacke des Trägers an, gehet schnell fort und erwartet mich in meiner Wohnung.“

„Diesen Rath hören und ihn befolgen war Eins. Ich rief den Commissionair oder Träger, der noch auf der Treppe stand, bat ihn, mir einen Augenblick seine Tacke zu leihen, weil ich etwas in meinem Zimmer zu thun hätte, was mir meine Kleider beschmutzt haben würde, und machte mich aus dem Staube.

„Eine Stunde später kam Euphemia mit einem andern Träger nach. Sie hatte meine Effecten selbst aus dem Hause getragen und zu einer nicht weit davon wohnenden, ihr bekannten Obsthändlerin gebracht, deren Mann es übernommen hatte, sie dahin zu schaffen, wohin wir befehlen würden.

„Von dort war sie nach dem Hotel zurückgekehrt und hatte dem Commissionair ein Sechsklivresstück ge-

geben. Ich war gerade noch zur rechten Zeit gewarnt worden, denn als sie das Hotel wieder verließ, sah sie einen Fiacre an dem Thor Halt machen, in welchem sich Leute von der Wache und ein Befreiter befanden.

„Da sie auch für sich selbst zu fürchten hatte, so hielt sie sich weiter nicht auf, sondern bog schnell um die Ecke und erreichte schnell das Haus, wo ich froh war, vor ihr angekommen zu sein.

„Ich bezahlte den gefälligen Obsthändler, und sobald er das Zimmer verlassen hatte, fiel ich meiner Befreierin um den Hals und drückte sie mit Thränen in den Augen an mein Herz.

„Sie schien durch diesen Ausbruch meiner Dankbarkeit tief gerührt zu werden und hielt sich reichlich belohnt. Dies ist das wahre Kennzeichen wohlthätiger Seelen, und da sie das, was sie thun, ohne Eigennutz thun, so betrachten sie den Dank, der ihnen dafür gezollt wird, nicht als eine Schuldigkeit, sondern als eine Gunst.

„Wenn man eben einer Gefahr entronnen ist, so scheinen alle unsere geistigen Fähigkeiten absorbiert zu sein, aber allmählig vermindert sich der Schrecken und man fühlt sich in jener glücklichen Stimmung, wo das Herz einen Augenblick lang aufhört, zu wünschen.

„Diese Stimmung empfand ich in diesem Augenblicke. Das Zimmer Euphemia's schien mir der Wohn-

sich der ewigen Glückseligkeit zu sein, und mein Blick reichte nicht darüber hinaus.

„Wir hielten ein frugales, aber außerordentlich heiteres Mittagsmahl, und wer uns zugehört hätte, würde geglaubt haben, wir hätten Beide nicht das Mindeste zu fürchten und seit zehn Jahren so mit einander gelebt. —

„Nach der Mahlzeit aber stellte sich wieder das Nachdenken ein.

„Ich fragte meine gute Euphemia, was sie wohl glaube, was ich nun thun solle?

„Hier bleiben,“ antwortete sie mir; „unter solchen Umständen kann man bloß Einen Entschluß fassen, den, sich keiner Gefahr auszusehen, und das würdet Ihr überall anderwärts thun.“

„Ich wollte antworten, aber sie unterbrach mich.

„Wenn die Gefahr vorüber ist,“ sagte sie zu mir, „so werden wir thun, was dann zu thun ist, aber Ihr müßt Euch darauf gefaßt machen, den Nest des Winters bei mir zuzubringen. Ich weiß wohl,“ setzte sie mit boshaftem Lächeln hinzu, „daß Euch eine andere Tischgenossin lieber wäre.“

„Ich erröthete über dieses kleine Epigramm, aber ich weiß nicht, ob es nicht eben so sehr aus Freude als aus Aerger geschah.

„Wir wendeten demzufolge den Rest dieses Tages an, die Haushaltung für zwei Personen einzurichten.

„Euphemia's Wohnung bestand aus einem sehr schönen Zimmer mit zwei Cabinetten. Sie überließ mir das größere.

„Sie ging aus und ließ ein Gurtbett mit Zubehör bringen, und mit einem Aufwande von zwei Louisd'ors war mein Haushalt eingerichtet.

„Ich konnte mich nicht in größerer Sicherheit befinden. Euphemia wohnte in einer wenig frequenten Straße (der Rue Saint-Pierre); die sehr düstere Treppe des Hauses befand sich im Hintergrunde eines noch düsterern Ganges, zu dessen Thür jeder Miether einen Schlüssel hatte. Außerdem war ihr Zimmer so eingerichtet, daß man es bequem nach der einen Seite hin verlassen konnte, wenn Jemand auf der andern eintrat. Der Eingang führte durch eins der beiden Cabinette, und dieses Cabinet hatte zwei Ausgänge. Ueberdies war das, welches ich bewohnte, nur eine Fortsetzung von Euphemia's Alcoven, und stand mit dem hintern Theile dieses Alcovens, der ihr als Garderobe diente, in Verbindung, so daß man um das Zimmer herumgehen konnte, ohne von Denen, die darin waren, gesehen zu werden.

„In Bezug auf die etwa bevorstehenden Ereignisse vollkommen beruhigt, dachte ich an weiter nichts, als

durch meine Gefälligkeit meiner Wohlthäterin den wichtigen Dienst zu vergelten, den sie mir geleistet.

„Das Morgens ging sie, ihre kleinen Einkäufe zu machen; während dieser Zeit räumte ich auf und brachte die Zimmer in Ordnung. Nach ihrer Rückkehr bereiteten wir das Mittagmahl; der übrige Theil des Tages ward von ihr zur Arbeit verwendet, von mir zum Lesen oder zum Schwätzen.

„Wir sprachen oft von Rosalien, aber es zeigte sich nicht die mindeste Aussicht, sie zu sehen, oder ihr Nachricht von mir zu geben.

„Ich ging niemals aus, besonders nicht während des ersten Monats, und Euphemia blieb nicht länger aus als nöthig war, um das einzukaufen, was wir brauchten, und übrigens war beschlossen, daß wir uns während geraumer Zeit nicht wiedersehen sollten.

„Eine junge, hübsche Frau, deren Lebenswürdigkeit ihren Reizen gleichkommt, die nur damit beschäftigt ist, uns glücklich zu machen und der man überdies die Freiheit und das Leben verdankt, ist ein sehr gefährlicher Tröster.

„Ein solcher war für mich die schöne und zärtliche Euphemia. Ich sah sie am Tage, ich hörte sie des Nachts; unsere Existenz war, so zu sagen, gemeinschaftlich; sie war vierundzwanzig Jahre alt, ich sieb-

zehn; sie besaß ein gefühlvolles Herz, ich ein brennendes. —

„Man nenne mir, man zeige mir den Anachoreten, den Stoiker, welcher im Stande ist, die Gefahren eines solchen Verhältnisses zu meiden? Und dieses Verhältniß hatte ich nicht gesucht; die Umstände, welche es entstehen lassen, hatten es endlich geboten. Ihr strengen Prediger der Enthaltbarkeit! was hättet Ihr wohl gewählt, wenn man Euch die Alternative gestellt hätte, entweder in einem Kerker zu verschmachten, oder in der Nähe der wohlthätigen Schönheit?

„Gewiß ist, daß eine solche Art und Weise zu existiren unendlich gefährlich sein mußte; aber ich wiederhole es noch einmal: ich hatte keine Wahl.

„Ich konnte nicht lange in diesem vertrautem Verhältniß leben, ohne in meinem dankbaren Herzen den Keim einer neuen Leidenschaft zu fühlen. Man wird mit mir einverstanden sein, wenn ich behaupte, daß ich nicht umhin konnte, Euphemia zu lieben; soll man aber zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts dieses Gefühl Freundschaft oder Liebe nennen? Ich überlasse den Casuisten die Entscheidung hierüber. Ich für meinen Theil will über eine Neigung zu meiner reizenden Wohlthäterin weiter keine Theorie aufstellen. Ich liebte sie von ganzem Herzen, mit ganzer Freundschaft, und wenn aus dieser Freundschaft Liebe wurde,

so muß es in der Natur begründet sein, daß es gar nicht anders sein kann. Es fand dabei von meiner Seite weder Trivolität, noch Unbeständigkeit statt. Ich hörte nicht auf, Rosalien anzubeten, und so oft wir von ihr sprachen, fühlte ich die ganze frühere Gluth wieder in mir erwachen.“

XIII.

„Wenn ich Euphemia liebte, so war Euphemia nicht undankbar, und wir lebten glücklich, vollkommen glücklich, zufrieden mit einander, und vergaßen in unserm kleinen Asyl das ganze Weltall.

„Von Zeit zu Zeit jedoch beeinträchtigte Rosaliens Bild diese Glückseligkeit — doch, was sage ich, es diente nur dazu, sie zu erhöhen. Ich sprach von ihr mit meiner trauten Genossin; sie suchte mich zu trösten, und es gelang ihr dies sehr leicht. Ihre zärtlichen und niemals affectirten Liebkosungen ließen mich die vergessen, welche ich so gern an den liebenswürdigen Gegenstand verschwendet hätte, welcher mich zuerst die Liebe gelehrt.

„So oft ich das Vergnügen genossen, mit Rosalien beisammen zu sein, schwur ich ihr allemal ewige

Liebe; aber niemals fiel es mir ein, gegen Euphemia dasselbe zu thun. Es war dies eine natürliche Anhänglichkeit, welche vielleicht weniger lebhaft war, als die erste, aber dagegen auch viel sanfter. Es war dies weder dasselbe Gefühl noch dasselbe Ergebnis. Uebrigens haben diese beiden reizenden Frauen alle meine liebenden Gefühle in Anspruch genommen, und ich habe andere niemals so geliebt, wie ich sie geliebt habe.

„Sechs Monate vergingen in dieser glücklichen Vereinigung zweier Herzen, welche das Unglück zusammengeführt hatte, ohne daß eine Verbesserung in meinem Schicksale eintreten zu wollen schien.

„Ich hatte sogleich, nachdem ich bei Euphemia meinen Aufenthalt genommen, an meinen Vater geschrieben, aber ihm aus Furcht, daß durch einen Zufall die Sache verrathen werden könne, meine Adresse nicht mitgetheilt. Trogdem unterhielten wir einen regelmäßigen Briefwechsel; er schrieb mir *poste restante*, und sah wohl ein, daß ich vollen Grund hatte, unbekannt bleiben zu wollen.

„Er hatte schon seit langer Zeit unfruchtbare Schritte bei der Familie meiner Mutter gethan; endlich erwirkte mein Onkel von Pellegriin, welcher weit entfernt war, dem frommen Günstling des Dauphin zu gleichen, eben so wenig als seine Schwester, die Zurücknahme der *Lettre de cachet* und schickte meinem Vater

ein Patent über meine Aufnahme als Eleve in das königliche Marine-Geniecorps.

„Mein Vater hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich davon in Kenntniß zu setzen. Sein Brief verrieth mir die Freude, die er darüber empfand; ich zeigte ihn Euphemia, welche ihn mit Thränen in den Augen las, indem sie mir Glück wünschte, daß ich auf diese Weise meiner schwierigen Lage entrißen werden sollte.

„Ich blieb indessen noch acht Tage in Paris, ehe ich meinen Vater besuchte. Ich wollte ihn überraschen und gleich in meiner Uniform vor ihm erscheinen — eine kindische, aber unschuldige und deshalb verzeihliche Idee.

„Diese acht Tage waren eine qualvolle Ewigkeit für die zärtliche Euphemia. Sie that nichts als seufzen und weinen; sie konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, diese Lebensweise, die für sie eine süße Gewohnheit geworden war, auf einmal wieder aufgeben zu sollen.

„Indessen war sie edel genug, um mit mir nicht darüber zu sprechen. Sie bot sogar alles Mögliche auf, um ihre Thränen zu verbergen, aber vergebens. Wenn ich mich nur einen Augenblick abwendete, wenn ich das Zimmer auf kurze Zeit verließ, fand ich sie bei meiner Rückkehr in Thränen gebadet.

„Ich wagte nicht, in meinem neuen Costüm vor ihr zu erscheinen; es hätte ihr das Herz zerrissen. Endlich war ich in Cendres, und überließ ihr die Sorge, Alles für meine Abreise nach Toulon, wo ich meinen Cursus beginnen sollte, in Bereitschaft zu setzen.

„Ich ward von meinem Vater sehr zärtlich empfangen; er wußte mir es Dank, daß ich die Uniform angelegt, und glaubte ohne Zweifel, daß seine kriegerischen Tugenden wieder in mir ausleben würden.

„Ich fühlte auch die Stimmung dazu in mir, aber das Schicksal wollte es anders.

„Meine Mutter betrachtete mein neues Costüm nicht mit demselben Vergnügen wie mein Vater, wenigstens liebte sie es nicht so, wie mein Vater, aber sie liebte mich als Mutter, und sah unter dem Priesterrocke weniger Gefahren für mich, als unter dem Hute des Seecadetten.

„Indessen machte sie sich sofort daran, mich für den neuen Beruf, den ich gewählt, auf angemessene Weise auszustatten, und ich fand am Tage meiner Abreise einen Koffer, wohl versehen mit Wäsche und einer Menge anderer nützlicher Gegenstände.

„Mein Vater fügte diesem Geschenk eine Uhr, vier oder fünf Louisd'ors aus seiner Tasche und funfzig andere hinzu, die ihm mein Onkel für mich übersendet hatte.

„Dieses Mal war unser Abschied etwas weniger traurig als das erste Mal. Ich machte mich fröhlich und guter Dinge wieder auf den Weg nach Paris, wo ich meine arme Euphemia in einem Zustande wiederfand, der mir das innigste Mitleid einflößte.

„Ich war bei meinem Vater vierzehn Tage geblieben, anstatt der vier, die ich meiner Freundin nicht zu überschreiten versprochen hatte. Nach Verlauf von acht Tagen glaubte die Arme, ich hätte sie hintergangen und sei, um einer peinlichen Abschiedscene aus dem Wege zu gehen, gleich nach dem Orte meiner Bestimmung abgereist.

„Ihre Gesundheit hatte dadurch gelitten, und sie war durch ein schleichendes Fieber genöthigt worden, das Bett zu hüten. Dies betrückte mich sehr und hielt mich noch acht Tage zurück.

„Doch ich mußte fort und durfte mich nicht zum zweiten Male mit meinen Eltern entzweien. Es wäre unverzeihlich gewesen, denn man hatte mir ja Alles gewährt, was ich verlangt hatte.

„Ich schlug Euphemia vor, mir zu folgen, aber sie war viel zu verständig, um dies zu thun, und hielt mir alle Mißlichkeiten eines solchen Schrittes lebhaft vor Augen. Ich erbot mich, meinen Schatz, der sich auf hundert Louisd'ors belief, mit ihr zu theilen. Weit

entfernt aber, dieses Anerbieten anzunehmen, theilte sie mir mit, daß sie, weil sie den Stand meiner Finanzen nicht gekannt, und gefürchtet, daß ich mich in knappen Umständen befinden möchte, mir zehn Doppellouis'd'ors in meinen Koffer gesteckt habe, von deren Zurücknahme sie durchaus nichts hören wollte.

„Um mich desto eher zum Behalten dieses Geldes zu bewegen, setzte sie mich von dem Zustande ihres Vermögens in Kenntniß, wovon mir niemals eingefallen war, mit ihr zu sprechen. Da sie, als sie den Schleier nahm, ohne Zweifel voraussah, daß sie früher oder später wieder frei sein würde, so hatte sie durch eine vertraute Dienerin ein mit Gold und Juwelen gefülltes Kästchen in ihre Zelle tragen lassen, das Einzige, was sie aus dem Kloster mit fortzunehmen im Stande gewesen war.

„Die Diamanten, welche dieses Kästchen enthielt, waren wenigstens dreißigtausend Francs werth, und an Gold und anderen Kostbarkeiten war wenigstens noch die Hälfte vorhanden. Mit einer solchen Summe war sie allerdings auf lange Zeit vor Mangel geschützt. Während meiner Abwesenheit hatte sie mir eine Kofette von Edelsteinen mit einer verschiebbaren Platte fassen lassen, unter welcher sich ihr aus ihren schönen braunen Haaren gebildeter Namenszug befand. Ich habe dieses kostbare Pfand ihrer Bärtlichkeit lange

forgsam bewahrt; das Schicksal aber, welches mir überall feindlich entgegengetreten ist, hat mich es auf einer Seereise verlieren lassen, wo es, während ich mit meinen Unglücksgegnossen arbeitete, um uns vor den Gefahren einer Klippe an der sicilianischen Küste zu retten, in das Meer fiel.

„Endlich verließ ich Paris, ohne daß ich Rosalien von meinem Schicksale hatte unterrichten können, und erfüllt von der Furcht, sie niemals wiederzusehen. Und dabei ließ ich, von wahrhaftem Schmerze erfüllt, das Weib zurück, gegen welches ich ganz gewiß die meisten Verbindlichkeiten hatte, und gegen die ich später noch größere haben sollte.

„Euphemia wollte mich bis Fontainebleau geleiten, und wir mietheten zu diesem Zwecke einen Wagen, der uns dahin brachte. Wir verweilten drei Tage in dieser Stadt, nach deren Verlauf wir mit blutenden Herzen von einander schieden.

„Im Monat September kam ich in Toulon an, und nachdem ich mich von den Beschwerden der Reise erholt, ging ich, mich dem Grafen von Carillon, Platzcommandanten, vorzustellen, an welchen ich Empfehlungsbriefe hatte.

„Er empfing mich sehr artig und wollte mich selbst Herrn von Saintvolle vorstellen, welcher die Inspection der Eleven hatte.

„Ich fand einen gewaltigen Unterschied zwischen diesem Seminar und dem, wo ich nichts gesehen als Kindereien und scheinheilige Mummerei. Der Lärm eines Seehafens, das bezaubernde Schauspiel einer Flotte in Thätigkeit, das rührige, obschon den Studien gewidmete Leben der Eleven — Alles trug dazu bei, einen neuen Menschen aus mir zu machen. Nach Verlauf eines Monats war ich schon nicht mehr wieder zu erkennen. Hierzu rechne man noch, daß ich, da mich Graf Carillon, als seinen Schützling, in mehreren Häusern vorstellte, zuweilen das Vergnügen genoß, den Bücherstaub von mir abschütteln und mich unter die feine Welt mischen durfte.

„Während der ersten neun Monate, die ich in dieser Stadt zubrachte, passirte mir nichts Besonderes, ausgenommen ein Streit, welcher Folgen hatte, und den ich hier bloß erwähne, weil er auf mein Verhältniß zu Euphemia Bezug hatte.

„Wenn ich mich auf dem Colleg durch meine Sanftheit und meine lustigen, muthwilligen Streiche beliebt gemacht hatte, so wird man wohl von selbst voraussetzen, daß mir unter einem Corps, wo Liebenswürdigkeit und Leichtsin nicht weniger herrschten als Ehre und Talent, meine vorgenannten Eigenschaften nicht schaden konnten.

„Die Mannichfaltigkeit meiner Beschäftigungen,

die Art meiner Studien, welche mir unendlich zusagte, und die Freundschaft meiner Kameraden, die ich mir ohne große Mühe erworben, trugen nicht wenig dazu bei, die Melancholie der Liebe in mir zu zerstreuen.

„Indessen beeinträchtigte die Erinnerung an Rosalien doch von Zeit zu Zeit meine Heiterkeit, die ich theilweise wiedergewonnen hatte.

„Sobald ich fern von Euphemia war und beide in gleicher Entfernung betrachtete, ward mein Herz sehr bald das wieder, was es sein sollte, und die Erstere trat wieder in alle ihre Rechte ein, ohne daß deswegen die Zweite das Unrecht verloren hatte, welches ihr auf meine Dankbarkeit zustand.

„Aber es war einmal bestimmt, daß Euphemia durch die vielen Wohlthaten sich die Herrschaft bewahren sollte, welche das Schicksal ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin auf jede nur erdenkliche Weise zu entreißen geschworen hatte.

„Ich erhielt oft Briefe von ihr, aber nie erwähnte sie darin Rosaliens. Eines Tages, als einer meiner Kameraden, Namens Duboisset, in die Stadt ging, um Briefe von der Post zu holen, bat ich ihn, mir auch deren mitzubringen, im Fall welche für mich angekommen wären, und wirklich war auch ein Paket unter meiner Adresse da.

„Duboisset, welcher an der Aufschrift sah, daß sie von einer Frauenhand herrührte und glaubte, es könne irgend eine Liebesintrigue sein, beging die Indiscretion, den Brief zu öffnen, und hatte auch noch die Frechheit, mir ihn unter einer ziemlich ungeschickten Entschuldigung erbrochen zu überreichen, worauf er unter unseren Kameraden das ausplauderte, was er durch seine unredliche Neugier erfahren.

„Ich achtete Anfangs nicht sehr auf ihn, weil ich mich beeilte zu sehen, was Euphemia, deren Handschrift ich sofort erkannt, schriebe. Ich war nicht wenig erstaunt, in diesem Couvert auch einen Brief von Rosalien vorzufinden. Sie war Euphemia auf der Promenade begegnet, hatte von ihr die Veränderung meines Standes erfahren, was dieses gefühlvolle Herz ihr nicht zu verschweigen vermochte.

„Sie hatte sie gebeten, einen Brief an mich zu besorgen, den diese mir auch treulich schickte, denn sie konnte es nicht über sich gewinnen, eine Person zu verrathen, welche sie übrigens zärtlich liebte.

„Sie begnügte sich in diesem Briefe, über das Unglück zu seufzen, welches, wie sie sagte, voraussichtlich durch meine Wiederannäherung an Rosalien herbeigeführt werden würde. Dabei verrieth der ganze Ton ihres Briefes einen Schmerz, welcher mich um so mehr ergriff, als ich die ganze Großmuth ihrer Handlungsweise

einsah, der ich andererseits nicht mehr entsprechen konnte, ohne meine liebenswürdige Rosalie zu verrathen.

„So lange ich nämlich durch die Umstände gezwungen gewesen war, bei Euphemia zu wohnen, war ich zu entschuldigen; aber einmal mir selbst wiedergegeben, wäre ich ein Ungeheuer gewesen, wenn ich auf diese Weise eine doppelte Intrigue unterhalten und gleichzeitig die Unschuld und die Wohlthätigkeit hätte betrügen wollen.

„Diese Betrachtungen verstimmten mich während des ganzen noch übrigen Tages, und ich war daher durchaus nicht aufgelegt, mich an den Späßen zu ergötzen, die ich in Folge von Duboiffets Indiscretion anhören mußte. Ich nahm dieselben dem zu Folge sehr übel auf.

„Meine Kameraden, welche nicht gewohnt waren, mich in übler Laune zu sehen, und übrigens keine Lust hatten, sich mit dem zu veruneinigen, den sie liebten, wendeten sich nun alle gegen Duboiffet, und zwangen mich dadurch, diesen zur Rede zu stellen.

„Duboiffet, ein hochmüthiger Geiz, der es wahrscheinlich unter seiner Würde hielt, sich mit einem Neuling in eine Auseinandersetzung einzulassen, ließ es sich im Gegentheil einfallen, mich foppen zu wollen.

„Ich, der ich in solchen Dingen keinen Spaß ver-

stand, sagte ihm meine Meinung rund heraus, und zwar in Gegenwart aller Andern.

„Nun war kein Ausweg übrig, wir mußten uns schlagen, denn so verlangte es der edle Gebrauch der Nationen, welche sich für die gebildetsten der Erde halten und andere Barbaren nennen.

„Ich hatte den Fechtboden erst seit sechs Monaten besucht; nichts desto weniger war ich so glücklich, meinen Gegner kampfunfähig zu machen, wiewohl nicht, ohne vorher ebenfalls einen tüchtigen Denkkettel zu erhalten, der mich, auch ohne den Stubenarrest, der mir aufgelegt ward, genöthigt haben würde, eine Zeitlang das Zimmer zu hüten. Duboisset war aber schwer verwundet und entrann dem Tode nur mit genauer Noth.

„Dieses Duell machte viel Aufsehen und kam auch zu den Ohren des Grafen, welcher mich zu sich kommen ließ und mir tüchtig den Kopf wusch. Inzwischen erfuhr ich durch meine Kameraden, daß meine Handlungsweise, weit entfernt, ihm zu mißfallen, mir seine Achtung, so wie die des ganzen Corps erworben hatte.“

XIV.

„Die Strafe, welche uns wegen des Duells zuerkannt ward, war für Duboisset und mich ganz gleich; ich hatte aber, als ich meinen Arrest wieder verließ, Gelegenheit, den Unterschied wahrzunehmen, den man zwischen uns machte.

„Alles drängte sich an mich heran, um mir Glück zu wünschen, während man meinem Gegner den Rückenkehrte, der seinerseits sich vollkommen gerächt sah, als mich nach einiger Zeit mein böser Stern diesem Stande, der mir am besten zusagte, und folglich meinem Stücke entriß.

„Rosaliens Brief und die Art und Weise, auf welche mir derselbe zugegangen war, brachte mich in große Verlegenheit; ich wollte ihr nach dem Drange meines Herzens antworten und der Anstand erlaubte es nicht.

„Ich machte es, so gut ich konnte, und bemühte mich, den Styl meines Briefs mit meiner Antwort an Euphemia, der ich doch ganz gewiß große Rücksicht schuldig war, so viel als möglich in Einklang zu bringen.

„Ich hörte nichts wieder von Rosalien bis zu meiner Abreise, welche kurze Zeit nachher erfolgte.

„Diese Abreise ward durch folgende Ereignisse herbeigeführt.

„Herr von Carillon, unser Commandant, ward verſetzt, und zu unſerm großen Leidweſen von einem jener eiteln hochmüthigen Menſchen erſetzt, die gegen Andere eben ſo hart als gegen ſich ſelbſt nachſichtig ſind. —

„Kaum war er in ſeinen Poſten eingewieſen, als er den ganzen Haſen von unterſt zu oberſt kehrte, und Alles veränderte, was ſein Vorgänger gemacht, der deſſen nicht bedurfte, um allgemein bedauert zu werden.

„Unter Anderm behauptete er auch, er ſei hierher gekommen, um, wie er ſagte, das Corps zu purificiren, und demzufolge ſuchte er, ich weiß nicht welches alte Edict hervor, welches von dem Eleven eine gewiſſe Anzahl Probearbeiten verlangte.

„Er begnügte ſich nicht damit, dieſes Edict in Bezug auf die neuauftzunehmenden Zöglinge in Anwendung zu bringen. Er erlaubte ſich — wozu er ganz gewiß kein Recht hatte — zu verlangen, daß auch die bereits aufgenommenen Eleven ein Atteſt über ihre beſtandene Prüfung beibrächten, oder ſich wieder entfernten.

„Dieſer Act war ein rein willkührlicher und eben ſo nichtswürdig als ungerecht. Es war eine Beleidigung.

gung für die ganze Marine, die uns aufgenommen hatte und keinen Unterschied zwischen geprüften und patentirten Eleven machte.

„Vergebens stellte man ihm vor, daß auf diese Weise die besten Eleven, oder wenigstens ein Theil derselben für das Corps verloren gehen würden; er blieb bei seinem Befehle stehen und man mußte ihm gehorchen.

„Da der Adelsbrief meines Vaters nicht älter war als sein Hauptmannspatent, so war es klar, daß ich nicht die Kenntnisse erwerben konnte, welche ein Schiffsleutenant, geschweige denn ein Admiral braucht, und ich ward ausgestoßen.

„So verfolgte mich das Schicksal auf allen Elementen.

„Ich meldete mein neues Schicksal meinem Vater und allen meinen Freunden.

„Mein Onkel von Pellegrin ward darüber sehr entrüstet; seine Eigenliebe ward dadurch beleidigt, und überdies glaube ich, daß er von der ganzen Familie meiner Mutter der Einzige war, der mich nicht haßte.

„Was meine fromme Tante betraf, so war sie ganz entzückt darüber und trug gebührend Sorge, hervorzuheben, daß eine solche Schmach — denn als eine solche betrachtete sie die Sache — mir in dem geistlichen Stande gewiß nicht begegnet wäre.

„Ich war, wie man leicht denken kann, nicht der Einzige, der sich über den kleinen Despoten von Doulon zu beklagen hatte. Unter meinen Unglücksgefährten befand sich einer, an den ich mich ganz besonders angeschlossen hatte, und zwar wegen einer gewissen Uebereinstimmung unserer beiderseitigen Existenz.

„Er war eben so wie ich der Sohn eines Glücksritters, der, geduldiger als mein Vater, das Kreuz des heiligen Ludwig abgewartet und erhalten hatte. Er war wie ich ein Pariser Kind und daher, eben so wie ich, verliebt.

„Hierin, bestand jedoch ein kleiner Unterschied; seine Geliebte war weiter nichts als eine kleine Puzmacherin, deren Bekanntschaft er in seinem eigenen Hause gemacht hatte und zwar zu der Zeit, wo er die Elemente der Mathematik studirte, um dann in das königliche Marineelevationcorps zu treten.

„Er hatte zwei ganze Jahre mit ihr gelebt, und seit den zwei Jahren, wo sie von einander getrennt waren, hatten sie einen ununterbrochenen Briefwechsel mit einander unterhalten.

„Mein Freund hoffte, wenn er seinen bleibenden Aufenthalt in Paris erhielt, das frühere Leben mit seiner Geliebten wieder beginnen zu können. Darauf bauete er schon die allerschönsten Projecte, welche aber,

eben so wie die meinigen und wie beinahe alle Liebespläne in Rauch aufgehen sollten.

„Da er eben so wie ich nach Paris zurückkehrte, so war es ganz natürlich, daß wir die Reise zusammen machten, und ich für meinen Theil war froh, in dieser Stadt Jemanden zu haben, welcher lebte und dachte wie ich.

„Eines Morgens kam er zu mir und machte mir den Vorschlag, die Reise auf recht wohlfeile Weise zurückzulegen, nämlich theils zu Fuße, theils mit Frachtschiffen und Botensfuhrwerken, die er mir nannte, und die, wie er mir versicherte, weniger kostspielig waren als die Diligence.

„Dieser Grund war es nun gerade nicht, was mich bewog, diesem Vorschlage beizutreten, sondern mehr die Rücksicht darauf, daß es uns dann frei stand, ganz nach unserem Belieben zu reisen, zu verweilen, wo unsere Neugierde dies wünschenswerth erscheinen ließ, und ganz nach unserer Weise zu leben.

„Diese Art zu reisen — nämlich in Begleitung eines Freundes —, ist herrlich und verschafft Genüsse, deren man stets beraubt ist, wenn man zu Wagen reist, es wäre denn, daß man seine eigenen Pferde hätte.

„Wir reis'ten daher ab, fest entschlossen, uns nichts entgehen zu lassen, was unsere Reise angenehm

machen könnte. Wir nahmen unsern Weg über Marseille, welches ich noch nicht gesehen; wir bewunderten hier den Zusammenfluß von Menschen aller Nationen, welche die Reichthümer des Orients in diesen Hafen führen.

„Ich werde hier nicht die Beschreibung der Orte einflechten, durch welche wir kamen, weil dieselben allgemein bekannt sind.

„Wir besuchten zwei berühmte Wallfahrtsorte, la Beaume und Vacluse. Ich hätte, um den ersten zu erreichen, beinahe den Hals gebrochen, und an dem zweiten fanden wir eine Quelle, die mehr geeignet war, das Feuer der Liebe auszulöschen, als es zu entzünden. Ganz gewiß glaube ich, daß es Liebenden niemals einfallen wird, diesen wildromantischen Ort zum Tempel des Gottes zu wählen, welchem sie opfern.

„Als wir Bagnols erreichten, wurden wir von einer Schaar Kinder angefallen, die mit großem Geschrei um Almosen bettelten, was uns am Ufer eines Flusses (der Gise), welcher Goldsand führt, sehr in Verwunderung setzte.

„Endlich, nachdem wir auf d'Oliguères' Rath in Lyon eine sehr schlechte Komödie mit angesehen hatten, folgten wir wieder unserm Amphibieninstinkt und schifften uns von Neuem auf dem feuchten Elemente ein, erstens aus Dikonomie, und zweitens, um die nicht glücklichen,

aber reizend schönen Ufer der Loire mit Muße zu betrachten.

„Wir waren nicht allein dieser Meinung; eine Kleine, außerordentlich hübsche Lyoneserin hatte gedacht wie wir, und sich in derselben Absicht nach Roanne begeben. Wir trafen sie zufällig in der Herberge, wo wir abstiegen, und nachdem sie erfahren, daß unsere Absicht war, ein Boot zu nehmen, so ließ sie uns fragen, ob wir ihr einen Platz in unserm Fahrzeuge überlassen wollten.

„Unsere Absicht war anfangs gewesen, es allein zu nehmen, um ganz nach unserm Belieben reisen zu können, aber das Gesicht der Bittstellerin brachte uns auf die Meinung, daß sie unserer Freiheit nicht schaden, sondern im Gegentheile die Reize derselben vermehren würde.

„Es war eine kleine Grifette von neunzehn bis zwanzig Jahren, welche, wie sie sagte, eine in Orleans wohnende Verwandte besuchen wollte. Wir glaubten ihr auf's Wort und hatten es nicht zu bereuen.

„Ich glaube, daß ihr das Zusammentreffen mit uns ebenfalls sehr erwünscht war, denn abgesehen, daß ihr, wie sich nicht anders erwarten ließ, während der ganzen Reise der Hof gemacht ward, langte sie auch an dem Orte ihrer Bestimmung an, ohne einen Pfennig Reisegeld nöthig gehabt zu haben.

„Es konnte dies auch gar nicht anders sein; die Miete des Bootes war abgeschlossen, als das Mädchen kam; wir hatten gute Ruderer und waren reichlich mit Lebensmitteln versehen. Es wäre knausferig gewesen, wenn wir ihr einen Antheil an den Kosten hätten abverlangen wollen; wir hätten dadurch das Kleid entehrt, welches wir trugen.

„Wir hatten während dieser Reise viele angenehme Stunden zu verleben, um so mehr, als der Patron oder Herr des Bootes, dem wir vollauf zu trinken gaben, Alles that, was wir wollten. Wenn eine schöne Uferlandschaft oder ein malerisch gelegenes Dorf unsere Neugier reizte, so fragten wir ihn, ob dort guter Wein zu haben sei. Bald wußte er, was wir damit sagen wollten, und wir machten auf diese Weise wohl zwanzig herrliche Spaziergänge an dem Ufer, stets in Begleitung unserer liebenswürdigen Reisegefährtin, deren Geist für ihren Stand ziemlich gebildet war und uns, ebenso wie ihre hübsche Figur, nichts zu wünschen übrig ließ. Ich bin überzeugt, daß sie mehr als einmal der Gegenstand gehässiger Bemerkungen und Urtheile war, aber dies war die Schuld der Natur, und nicht die unsere.

„Unsere Absicht war, als wir das Boot mietheten, gewesen, es in Briare wieder zu verlassen, und den Weg nach Paris von da weiter fortzusetzen; um unserer Reisegefährtin willen aber fuhren wir bis Orleans.

„In dem Hafen dieser Stadt angelangt, nahmen wir Abschied von unserer hübschen Grifette, nachdem wir uns von ihr einen Kuß ausgebeten, den sie uns auch bereitwilligst gab.

„Ich wollte den Weg nach Paris zu Fuße fortsetzen, d'Oliguères aber sagte mir, dieser Weg sei sehr langweilig, und demzufolge ruheten wir bis zum nächsten Morgen aus, wo wir mit dem gewöhnlichen Personenwagen weiter fuhren.“

XV.

„Noch vor Tagesanbruch waren wir wieder unterwegs, und da wir nicht sehen konnten, wer unsere Reisegefährten waren, so machten wir es wie diese und schliefen. Ich hatte mit meinem Freunde zwei Vorderplätze inne und zwischen uns saß eine Dame, welche ebenfalls schlief.

„Als wir erwachten, schlief sie immer noch, und wir waren nicht wenig erstaunt, in ihr unsere Reisegefährtin auf der Loire wieder zu erkennen, noch mehr aber erstaunte sie, bei ihrem Erwachen uns zu erblicken.

„Indessen schien sie dadurch keinesweges in allzu große Verlegenheit zu gerathen und erzählte, ihre Verwandte habe, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sich nach Paris begeben müssen, wohin sie ihr nun nachzureisen gedenke.

„Dieser Umstand trug viel zur Erheiterung unserer Reise bei, so daß wir die traurige Eintönigkeit der Ebenen von Beauce gar nicht bemerkten.

„Es war sehr spät als wir in Paris ankamen, weshalb wir — mein Freund und ich — nicht noch zu unsern Freundinnen gehen konnten und in dem ersten besten Hotel einkehren mußten.

„Ich war darüber nicht böse, denn ich erhielt dadurch Gelegenheit, über den Entschluß nachzudenken, den ich in Bezug auf Euphemia zu fassen hätte. Ich hoffte, mich Rosalien nähern zu können, und es widerstrebte meinem Herzen, sie zu täuschen, wenn ich es umgehen könnte. Meine Wohlthäterin liebte ich nur mit der Liebe der Dankbarkeit. Rosalien dagegen liebte ich mit der Liebe der Natur, und ihre Bärtlichkeit duldet keine Theilung.

„Ich sprach darüber mit Diguères. Dieser aber war zu zartfühlend, um mir davon abzureden, und zu klug, um mir einen übeln Rath zu ertheilen.

„Ich blieb drei Tage bei ihm in diesem Gasthause. Wir verwendeten diese Zeit dazu, ich, um Erkundigun-

gen über Rosalien einzuziehen, er, [um dasselbe in Bezug auf Lucile zu thun — so hieß seine Geliebte — denn er wollte sein Verhältniß mit ihr nur dann wieder anknüpfen, wenn sie seiner würdig geblieben wäre.

„Bald war er in dieser Hinsicht zufrieden gestellt, und es dauerte nicht lange, so machte er mich mit ihr bekannt. Seine Wahl machte ihm Ehre, denn außer einem einnehmenden Neußern besaß sie auch Wit und feines Benehmen und verdiente vollkommen das glückliche Loos, welches ihr d'Oliguères später bereitete, wenn gleich erst nach mancherlei Drangsalen, die aber ihre endliche Vereinigung nur um so süßer machten.

„Durch einen Diener der Frau von Pessange erfuhr ich, daß seine Gebieterin sich gegenwärtig in Corville aufhalte und beschloß daher sofort, nach Cendres abzureisen.

„Vor meiner Abreise schrieb ich an Euphemia und datirte meinen Brief von Toulon. D'Oliguères übernahm es, ihn zu überbringen und ihr dabei zu sagen, ich hätte sogleich zu meinem Vater reisen müssen, ohne erst nach Paris kommen zu können.

„Sie ließ sich aber so etwas nicht weiß machen und sagte dies auch d'Oliguères rund heraus.

„Sobald ich in Cendres angekommen war, hatte ich, während mein Vater sogleich wegen meines künftigen Berufes an unsere Verwandten schrieb, nichts

Eiligeres zu thun, als Mittel aufzusuchen, um Rosalien zu sprechen, aber dies kostete mir furchtbare Mühe.

„In kleinen Orten wird Alles schnell bekannt. Es dauerte nicht vierundzwanzig Stunden, so brang die Nachricht von meiner Ankunft bis nach Schloß Corville.

„Frau von Pessange traf sogleich die nöthigen Vorkehrungen, um mir den Zutritt unmöglich zu machen, und der „große Tölpel“ Hardouin, welcher sich in seiner Einfalt einbildete, daß alle diese Vorkehrungen zu seinen Gunsten getroffen würden, begann selbst als Wächter die Kunde um das Schloß zu machen.

„Zum Unglück für ihn selbst ließ er sich einfallen, dies auch in der Nacht zu thun. Ich erfuhr dies gerade, als d'Oliquères bei mir zu Besuche war. Wir beschloßen, ihn zu züchtigen, und dies ward uns weniger schwierig, als uns die Mittel zu verschaffen, Rosalien zu sehen und zu sprechen.

„Mein Vater hatte einen alten Diener, einen Auvergnaten, der schon von meiner frühesten Kindheit an im Hause war und mich sehr liebte, bloß aus dem Grunde, weil mein Vater dasselbe that. Die Treue dieser fleißigen Leute ist bekannt. Aus übertriebener Anhänglichkeit gegen seinen Herrn verrieth er ihn, um seinem Sohne zu dienen, indem er sich ohne Zweifel

einbildete, daß das, was er für mich thäte, auch meinem Vater angenehm sein müsse.

„Seit meiner Ankunft ließ dieser Abends die Thüren durch Pierre verschließen, welcher ihm dann die Schlüssel überbringen mußte. Pierre war, wie Jedermann, von einem Liebeshandel unterrichtet und sah mit großem Schmerze, wie er sagte, daß so brave Kinder einander nicht ungehindert „gut sein“ durften.

„Mit Geld macht man Alles. Ich ließ einen zweiten Schlüssel anfertigen, den ich Pierre gab. Pierre schloß die Thüren und kam auf das leiseste Zeichen, mir sie wieder zu öffnen, ohne daß mein Vater etwas davon ahnte

„Diesen Vortheil benutzten wir, um unsern Nachtwächter zu überfallen. Eines Abends gingen wir aus und nahmen ein Fuchseisen mit, dessen Zähne wir stumpf gefeilt und mit Lappen umwickelt hatten, um das Wild, welches wir zu fangen gedachten, nicht zu beschädigen.

„Wir trieben uns in der Nähe von Corville herum, bis wir den furchtbaren Haridouin sahen. Sobald wir seiner ansichtig wurden, machten wir es so, daß er uns sehen mußte. Dann lockten wir ihn nach einem Gebüsch, welches einen Grenzgraben verdeckte, wo wir unsere Falle aufstellten, die wir mit einer Kette und

einem Vorlegeschloß an einem starken Baumstamme befestigten.

„Einer von uns stellte sich daneben, so daß er von Hardouin gesehen werden mußte, und versteckte sich, als er ihn auf sich zukommen sah, hinter dem Gebüsch.

„Der kühne Wächter, welcher glaubte, es sei dies einer meiner gewöhnlichen Verstecke, folgte, so gut er konnte, der Spur Dessen, den er gesehen und trat mit seinem Fuße gerade in die Falle hinein, was er gar nicht vermeiden konnte, weil wir an dieser Stelle mit Fleiß die Zweige des Gebüsches ein wenig eingebogen hatten.

„Sobald er sich gefangen fühlte, stieß er ein furchtbares Geschrei aus, denn obschon das Fuchseisen so vorgerichtet war, daß es ihn nicht verwunden konnte, so weiß doch Jeder, welcher derartige Instrumente kennt, daß unser Freund sich immerhin in einer eben nicht beneidenswerthen Lage befand.

„Sein erbärmliches Geschrei lockte die Leute aus dem nahgelegenen Pachtgute herbei und er sah sich sehr bald seines Schmerzes und seiner Furcht entledigt.

„Dieses Abenteuer war länger als einen Monat Gegenstand des allgemeinen Gesprächs im ganzen Canton und benahm dem „großen Tölpel“ die Lust, sich ferner in ein Handwerk zu mischen, von welchem er

nichts verstand, weil es mir trotz seiner ruhigen Wachsamkeit gelungen war, mir alle Tage Unterredungen mit ihr zu verschaffen, die ihm für seine viele Mühe durchaus keinen Dank wußte.

„Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß es in Corville sehr viele Fontainen gab; jenseits derselben befand sich der Park, auf dessen höchstgelegnem Punkte ein Pavillon erbaut war, vor welchem sich ein stattlicher Teich befand, der mittelst einer unten am Flusse angebrachten Maschine mit Wasser versehen ward.

„Von diesem Behälter wurden die verschiedenen Fontainen gespeist, die hier und da unter den Beeten und in den Bosquets angebracht waren. Der Canal, welcher das Wasser dahin führte, befand sich in einem sehr geräumigen, schön gemauerten unterirdischen gewölbten Gange, dessen Eingang in der Nähe der Maschine unten am Flusse war. Von Strecke zu Strecke waren Lichtöffnungen angebracht und die letzte nicht weit vom Pavillon.

„Rosalie suchte, von Mademoiselle Bonin unterflüßt, so lange in dem alten Eisen herum, bis sie einen Schlüssel fand, welcher die Thür dieses köstlichen Souterrains öffnete. Den Tag darauf ward ich davon durch einen Brief in Kenntniß gesetzt, welchen mir der Diener überbrachte, von welchem ich schon gesprochen,

und der die Sporteln, welcher unser Briefwechsel ihm einbrachte, sehr gern in die Tasche steckte.

„Ich wählte von den Oeffnungen der Wasserleitung diejenige, welche sich in dem dunkelsten Theile des Parkes befand. Durch diese gelangte ich ohne Furcht in den Park und erwartete dann Rosalien in der Ausmündung des Canals, welche einen sehr schönen Saal bildete, gerade dem Pavillon gegenüber, wo sie alle Abende mit Mademoiselle Bonin spazieren ging, zu weilen aber auch mit der Gräfin, wovon ich, wenn es geschah, durch drei Schläge an die Thür meines Versteckes in Kenntniß gesetzt ward.

„Dann kehrte ich entweder um oder wartete einen günstigeren Augenblick ab und vertrieb mir einstweilen die Zeit mit Lesen.

„Der Fußboden des Canals war mit Sand bestreut, der hindurch fließende Wasserstrom verbreitete eine wonnige Kühle, welche wiederum durch die oben einfallende Luft gemildert ward — mit Einem Worte, dieser Ort schien eigends dazu erbaut zu sein, um der Zusammenkunft zweier Liebenden zum Tempel zu dienen.

„Ich hätte lange Zeit das Glück genießen können, hier mit Rosalien zusammen zu kommen, wenn die Unklugheit, welche in der Regel den Erfolg begleitet, mich nicht dieses Glückes beraubt hätte.

„Ungefähr einen Monat erfreuten wir uns jeden Tag des Vergnügens, uns in aller Stille sehen und für die Entbehrungen einer langen Abwesenheit entschädigen zu können. Wir wollten versuchen, ob die Nacht uns auch so günstig wäre. Wir forderten daher die gefällige Bonin auf, sich unseren Wünschen zu fügen. Zum Unglück für uns willigte sie ein und sie selbst war es, die unser Glück vernichtete.

„Ihre Vertrautheit mit dem Diener, unserem Briefträger, hatte zugenommen — ohne Zweifel nach dem Beispiele der unsern, und wenn Mademoiselle Bonin einwilligte, uns bei unseren nächtlichen Projekten zu dienen, so geschah es aus dem Grunde, weil sie hoffte, davon auch für ihre Person Nutzen zu ziehen, indem sie dann ihrem Geliebten ebenfalls Zusammenkünfte geben konnte, was sie am Tage nicht wagen durfte.

„Wir wußten von ihrem Verhältnisse nichts und erfuhren es erst durch das Unglück, welches dadurch herbeigeführt ward, weil Mademoiselle Bonin sich dann genöthigt sah, uns Alles zu bekennen.

„In der dritten Nacht, wo es uns eingefallen war, uns dieser Thorheit hinzugeben, willigte Mademoiselle Bonin in die Forderung ihres Geliebten, ihn ebenfalls in den unterirdischen Canal einzulassen. Es war dies eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit von einem

Mädchen, welche ihren Freund ganz bequem auf ihrem Zimmer sehen und sprechen konnte.

„Während Rosalie und ich uns den Süßigkeiten einer Unterredung hingaben, die wir stets zu kurz fanden, stieg Mademoiselle Bonin bei dem Scheine einer mitgebrachten Wachskerze zu der Lichtöffnung hinein, welche auch mir gewöhnlich zum Eingange diente und wohin ihr Geliebter ihr nachfolgte.

„Sie hatte nicht wie wir eine Blendlaterne, die wir sorgfältig geschlossen hielten oder auf den Boden des Gewölbes niedersehten. Sie hatte auch nicht die Vorsicht gebraucht, ihre Kerze auszulöschen, deren Licht ihr allerdings nöthig war, wenn sie zu uns gelangen wollte.

„Die Lichtöffnung, in der sie sich befanden, war, wie ich schon oben gesagt habe, in dem dichtesten Theile des Gehölzes, und der Schein des Lichtes ward von einigen alten Weibern bemerkt, die im Dunkel der Nacht hierher gekommen waren, um Holz zu stehlen. Diese Weiber, welche ein Geräusch von Riegeln hörten oder zu hören glaubten und welche der Schein des Lichtes erschreckt hatte, glaubten, es wären Gespenster, die in diesem Gehölz umgingen, und erzählten es am andern Tage überall, indem sie wie gewöhnlich nicht verfehlten, die Sache durch allerhand Uebertreibungen noch mehr auszusmücken. Nach ihrer Erzählung hat-

ten sich alle Teufel der Hölle diese Nacht in dem Parke eingefunden, um einen gespenstischen Sabbath zu halten, während doch, im Grunde genommen, Niemand weiter dagewesen war, als vier friedlich Liebende, welche weit entfernt, Lärm zu machen, sich wohl hüteten, von Jemandem gehört werden zu wollen.

„Diese lächerliche Geschichte wäre mir am andern Tage beinahe theuer zu stehen gekommen, denn, da ich nicht Gelegenheit hatte, während des Tages Jemanden zu sprechen, so wußte ich nicht das Mindeste davon, als ich mich am Abend wie gewöhnlich auf den Weg nach meinem Stellbischein machte.

„Man wird leicht selbst voraussetzen, daß ich, um den Canal zu erreichen, nicht den frequentesten Weg einschlug. Gewöhnlich machte ich einen langen Umweg, der mich den Blicken Derjenigen entzog, vor denen ich mich zu fürchten hatte, und demzufolge war es nicht wahrscheinlich, daß ich Kenntniß von dem erhielt, was vorgegangen war.

„Ich ging daher, meiner Gewohnheit zufolge, gegen fünf Uhr Abends fort, um den Park herum, trat, ohne etwas zu ahnen, in denselben ein und wollte nur ruhig in meinem Versteck das bevorstehende Schäferstündchen erwarten.

„Kaum befand ich mich eine Viertelstunde hier, als ich auf einmal lautes Geschrei und Männer-

Frauenstimmen vernahm, welche das Echo des gewölbten Ganges noch vervielfältigte. Man durchstrich das Gehölz, man stieg über die Mauern, man zerknickte die Gesträuche und ich war weit entfernt zu glauben, daß ich die Ursache dieses Aufruhrs sei. Ich blieb daher ganz ruhig sitzen und horchte nur aus Neugier, was es wohl gäbe. Ich hörte, wie die Einen sagten: „Es ist hier,“ und die Andern: „Nein, es ist dort.“ Endlich sagte eine Frau, die ganz nahe an der Oeffnung vorüber ging, zu denen, welche sie begleiteten:

„Ich weiß den Ort noch ganz genau; das Licht kam dort bei den Haselbüschen heraus; es war wie ein großer feuriger Teufel, der unter das Gebüsch hineinfuhr. Kommt, kommt, dort müssen wir nachsehen.“

Jene Stelle bei den Haselbüschen war gerade die, wo ich gewöhnlich einstieg, und diese wenigen Worte gaben mir sofort Aufklärung.

Ich mußte schleunigst hinauszukommen suchen und zwar ohne gesehen zu werden. Dies konnte nicht anders geschehen, als durch die Thür, welche oben nach dem Wasserbehälter führte. In der Eile aber oder aus Ungeschick gelang es mir nicht, die Thür aufzuschließen, und um das Unglück vollständig zu machen, blieb mein Schlüssel in dem Schlosse stecken und alle meine Versuche, ihn herauszudrehen, waren vergebens. Mittlerweile kam man näher und ich glaubte nun ganz ge-

wiß entdeckt zu werden. Schon sah ich das Licht, aber zum Glück machten plötzlich alle Kehrt und wendeten sich nach der Oeffnung bei den Haselbüschen.

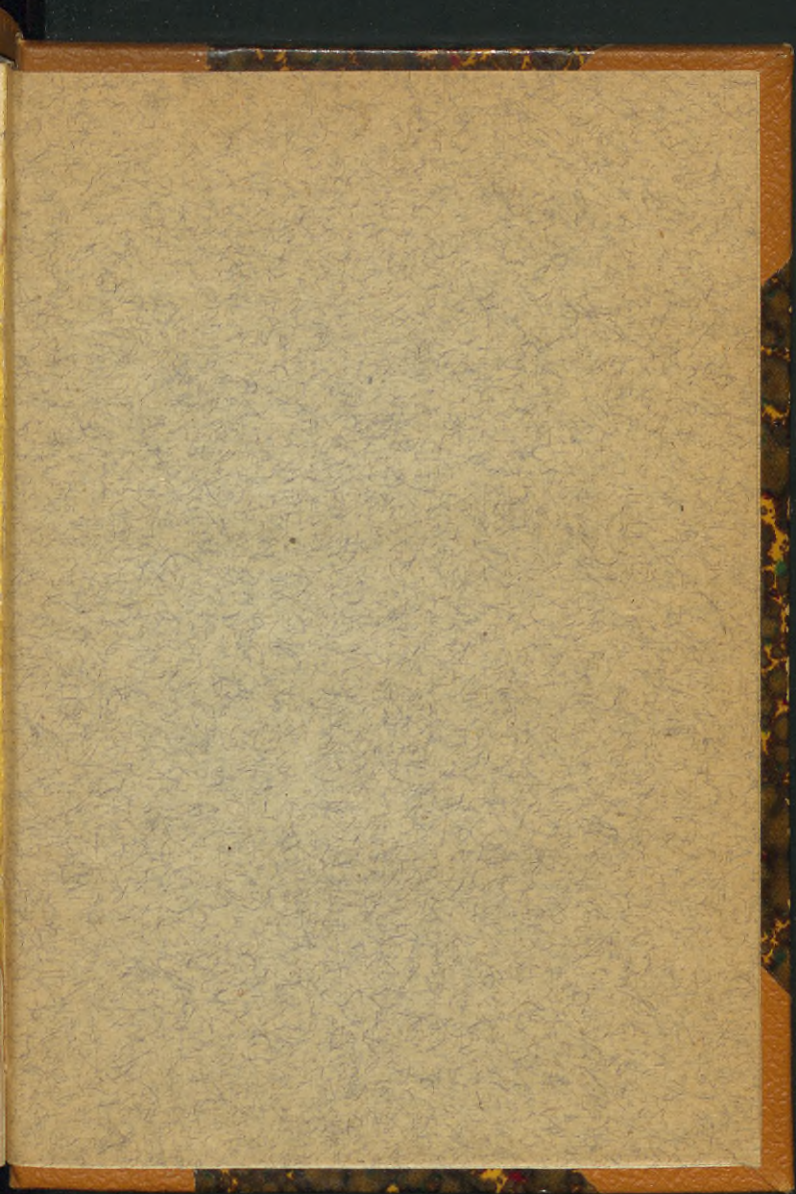
„Ich war halb todt, nicht vor Angst, wohl aber vor Zorn über diese Dummköpfe, welche den Teufel mit Fackeln suchten. Ich machte noch eine verzweifelte Anstrengung, die Thür zu öffnen, es gelang mir abermals nicht und ich lief daher schnell nach der Oeffnungsthür, durch welche meine Verfolger herein gestiegen waren, die sich jetzt ziemlich weit nach dem unteren Eingange des Canals entfernt hatten. Der Schlüssel stak noch im Thürschloß. Ich schloß auf, dann von außen wieder zu und warf den Schlüssel in das dichteste Gebüsch. Nun schritt ich eiligst durch das Gehölz, verließ den Park auf der entgegengesetzten Seite und kehrte nach Hause zurück.

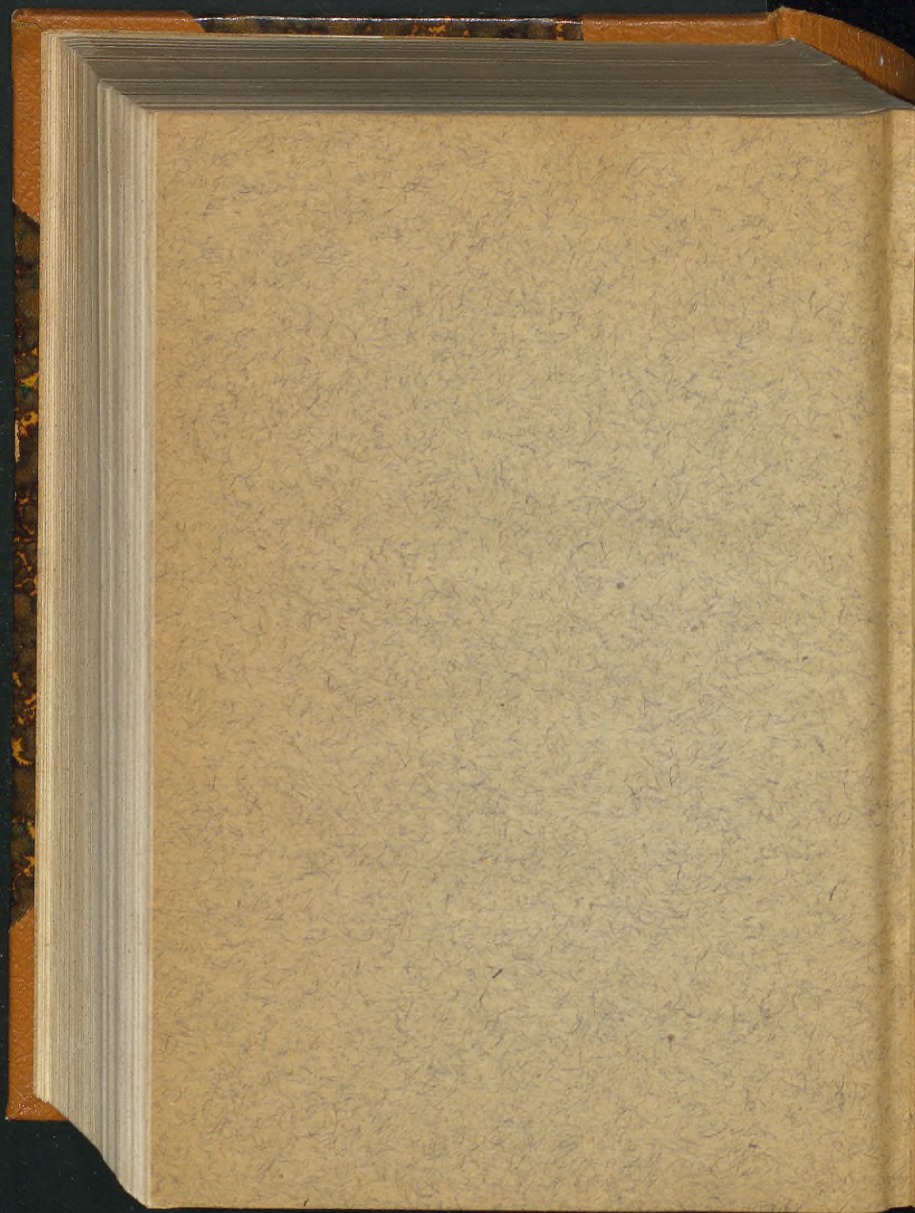
„Als ich in Cendres ankam, wollte mir Jeder, der mich sah, die Teufelsgeschichte erzählen, die ich doch besser wußte, als irgend Jemand.

„Mein Vater, dem solche Geschichten viel Spaß machten, schlug mir vor, mich mit ihm an Ort und Stelle zu begeben, um auf Kosten aller dieser Narren zu lachen. Obschon ich für mich in der ganzen Geschichte gerade nichts sehr Amüsantes fand, so willigte ich doch ein. Wir gingen daher nach dem Parke und fanden hier die Scene freilich ganz anders, als ich sie

verlassen. Diejenigen, welche in den Canal eingedrungen waren, sahen sich, als sie wieder heraus wollten, eingesperrt und hätten vielleicht noch lange rufen und pochen müssen, wenn ich nicht mit meinem Vater hinzugekommen wäre und die Thür aufgesprengt hätte. Sie waren, da der Schlüssel sich nicht mehr vorfand, fest überzeugt, daß der Teufel ihnen diesen Schabernack gespielt habe, ohne zu ahnen, daß dieser vermeinte Teufel jetzt in eigener hoher Person vor ihnen stand, und ungeachtet des Aergers, den mir die ganze Geschichte verursachte, konnte ich doch nicht umhin, über dieses sonderbare Quidproquo herzlich zu lachen.“

Ende des sechsten Theils.





6000175340



Göteborgs universitetsbibliotek

